Hattingen den 18. Juli 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 29.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Auf der Nordlandsreise des deutschen Kaisers,

die bisher von schönem Wetter begleitet worden war, ist ein Witterungsumschwung eingetreten. Es ist recht kalt geworden und Regen eingetreten, sodaß es nicht für ausgeschlossen gilt, daß die Hohenzollern, die noch vor Moldau liegt, bald einen südlicheren Aufenthalt nehmen wird. Der Kaiser sandte dem deutschen Schützenbund in Frankfurt für sein Huldigungstelegramm ein Danktelegramm.

Der Reichskanzler

empfing am Tage nach seiner Rückkehr aus Rußland den österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Szögyenny zu einer längeren Besprechung. Nach Gastein, wo er mit dem Minister des Auswärtigen Grafen Berchtold zusammentrifft, begibt sich der Kanzler erst nach den Kruppschen Jubiläumsfeierlichkeiten, die vom 7. bis 9. August dauern. Bis dahin weilt er in Hohenfinow.

Wie die Reichsversicherungsordnung in Kraft tritt,

steht nunmehr fest. Bekanntlich ist der auf die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung bezügliche Teil bereits am 1. Januar 1912 zur Geltung gekommen. Der neueste Versicherungszweig existiert in Deutschland jetzt schon ein halbes Jahr. Nach einer Kaiserlichen Verordnung, der der Bundesrat zugestimmt hat, treten mit dem 1. Januar 1913 die neuen Unfallversicherungsbestimmungen ins Leben. Es wird mit diesem Tage also auch die in der Reichsversicherungsordnung vorgesehene Erweiterung des Kreises der Unfallversicherungspflichtigen vorgenommen sein. Was dann die Krankenversicherung angeht, so sollen alle bestehenden Gemeindeversicherungen mit dem Ablauf des 31. Dezember 1913 geschlossen werden. Diejenigen bestehenden Kassenarten, die nach den Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung zugelassen werden wollen, haben den Antrag auf Zulassung bei ihrem Versicherungsamte spätestens bis zum Ablauf des 31. Dezember 1912 zu stellen. Mit dem 1. Januar 1914 soll dann die neue Krankenkassen-Organisation ins Leben treten. Die Bestimmungen über die Errichtung, die Ausgestaltung, Vereinigung usw. der Kassen sind bereits zur Geltung gelangt, damit die betreffenden Organisationsarbeiten bis zum Ende des nächsten Jahres völlig durchgeführt werden können. Die allgemeinen Ortskrankenkassen und die Landkrankenkassen, die die hauptsächlichsten Neuerungen in der Kassenorganisation darstellen, werden mit dem 1. Januar 1914 ihre Tätigkeit eröffnen. Mit diesem Tage wird also die gesamte Reichsversicherungsordnung zur Einführung gebracht sein.

Zur Spionage-Affäre des russischen Hauptmanns Kostewitsch

wird berichtet, daß der Untersuchungsrichter beim Reichsgericht, Groß, nach Leipzig zurückgekehrt ist, nachdem er den Hauptmann in Berlin noch einmal vernommen hatte. Kostewitsch wird am Montag nach Leipzig gebracht; bis dahin kann er täglich seine Frau sprechen. Ob sich die in Rußland gehegte Erwartung, daß Kostewitsch nach dem Abschluß der Voruntersuchung gegen Ende der nächsten Woche auf Ehrenwort freigelassen wird, so daß er in Leipzig Privat-Wohnung nehmen kann, erfüllen wird, ist ebenso ungewiß, wie das schließliche Urteil, von dem man in russischen Kreisen schon bestimmt voraussagt, daß es ein Freispruch sein wird.

In Deutsch-Südwestafrike hat der

kaiserliche Ankauf der Farmen Kosis und Dickdorn

allerorten große Freude und lebhafte Befriedigung hervorgerufen. Man hofft zuversichtlich, daß beide Farmen, wenn sie wie das westpreußische Kadinen zu Musterfarmen ausgestaltet sein werden, einen großen moralischen Erfolg erzielen werden. Die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung" schreibt: Wir sind überzeugt, beide Farmen werden in Deutsch-Südwestafrika ein schönes Wahrzeichen dafür sein, daß der Kaiser die wirtschaftlichen Forderungen des Tages und die damit eng verbundenen kolonialen Notwendigkeiten versteht und dem Verstehen die Tat folgen läßt.

Wegen des Generalstreiks in Zürich

sind die von der Regierung aufgebotenen drei Infanteriebataillone und eine Schwadron Kavallerie in Zürich eingerückt. Die großen Industrieetablissements wurden militärisch besetzt. Der Stadtrat hat provisorisch ein vollständiges Verbot des Streikpostenstehens erlassen. Er hatte auch die Regierung um das Truppenaufgebot ersucht. Die Straßenbahn fährt weiter. Bis jetzt sind keine Zusammenstöße vorgekommen.

Der Erntearbeiterstreik in Südungarn

greift nunmehr auch auf Slavonien über, wo leidenschaftlich für den Generalstreik agitiert wird. Die Schnitter auf den Gütern des Bischofs Krajac in der Umgebung von Djakovar sind in den Ausstand getreten.

Neue Flottenforderungen im Betrage von 80 Millionen

bereitet die englische Marineverwaltung vor. Es sollen zunächst drei Riesenpanzer und einige kleinere Kriegsschiffe gebaut werden, die für das Mittelmeer bestimmt sind, dort Oesterreich im Schach halten und den Weg nach Indien schützen sollen. Von der im Kanal und in der Nordsee versammelten Riesenflotte wird England kein Schiff in das Mittelmeer entsenden; das beweist, entgegen allen Freundschaftsversicherungen, für wie groß man in England nach wie vor die Möglichkeit des Ausbruchs eines Krieges mit Deutschland erachtet.

Die jetzigen großen Flottenmanöver haben auch wieder den Gedanken eines deutschen Ueberfallsversuches zur Grundlage. Die vom Prinzen Ludwig von Battenberg geführte blaue Flotte zur Verteidigung der Süd- und Ostküste Englands besteht aus 26 Schlachtschiffen, 21 Panzerkreuzern und dem entsprechenden Zubehör an kleinen Kreuzern und Torpedobooten. Die rote Angriffsflotte unter dem Kommando des Admirals Callaghan besteht aus 15 Schlachtschiffen, 10 Panzerkreuzern usw.

In London wurde ein

Bombenattentat auf den englischen Minister des Innern

Mac Kenna, versucht, dessen Urheber vermutlich in den Reihen der streitbaren Stimmrechtsweiber zu suchen ist. Sie haben schon seit längerer Zeit gedroht, dem Minister des Innern und auch dem Premierminister persönliche Unannehmlikeiten zu bereiten. Als Mac Kenna morgens sein Arbeitszimmer betrat, entdeckte er hinter dem Vorhang eine Bombe, die Explosivmaterial enthielt und deren Füllung keinen Zweifel über die ernsten Absichten der Attentäter ließ. Die Bombe, die mit einem, allerdings nicht aufgezogenen, Zeitzünder versehen war, wurde unschädlich gemacht und eine Untersuchung eingeleitet. Die Polizei hat bisher noch keine Spur in dieser Angelegenheit gefunden, insbesondere ist es ihr ein Rätsel, daß die Bombe unbemerkt in das Arbeitszimmer des Ministers geschafft werden konnte.

Rußlands Appetit auf die Mongolei.

Die Petersburger Regierung ließ in Peking erklären, Rußland werde in Turkestan die nötigen Maßnahmen treffen, falls China zum Schutze der Russen daselbst außerstande sein sollte. Die Ankündigung bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege, dessen Ziel die Einverleibung der Mongolei in Rußland ist. Diese Bereicherung des russischen Landbesitzes wird sich voraussichtlich ganz geräuschlos vollziehen, da Rußlands einziger Rivale im fernen Osten, und Japan sich voraussichtlich durch die Annexion der Mandschurei schadlos halten wird. — Wegen der von Petersburger Telegrammen behaupteten Niedermetzelung hundert muhamedanischer russischer Staatsangehöriger bei Choton in Chinesisch-Turkestan erhob der russische Gesandte in Peking sofort Vorstellungen und verlangte eine Entschädigung sowie Bestrafung der Schuldigen. Der chinesische Minister des Auswärtigen erwiderte darauf, er habe keine Kenntnis von dem angeblichen Zwischenfall und werde sofort eine Untersuchung anordnen. Das wird den Russen zu lange dauern und sie werden sich voraussichtlich selber ihr Recht holen und Chinesisch-Turkestan in ihre Tasche stecken.

Die monarchische Bewegung in Portugal

macht der republikanischen Regierung viel zu schaffen. Eine Gruppe zu Pferde erschien auf dem Carrequeire-Gebirge, 20 Kilometer von Lissabon entfernt, um die Wiederaufrichtung der Monarchie zu verkünden. Truppen und berittene Artillerie wurden ausgesandt und einige Verhaftungen vorgenommen. Dabei fielen den Truppen Waffen und Munition in die Hände. Die monarchistische Gruppe setzt sich aus jungen Leuten zusammen, die zur Elite der Bevölkerung von Lissabon gehören.

Europas älteste Fürstin.

Die Großherzoginwitwe von Mecklenburg-Strelitz begeht am Freitag ihren 90. Geburtstag. Die Jubilarin wurde am 19. Juli 1822 in Hannover geboren, wo ihr Vater, der Herzog Adolf von Cambridge, als Generalstatthalter und später als Vizekönig an Stelle seiner Brüder, der Könige Georg und Wilhelm von England, residierte. Ihre Mutter war die Prinzessin Auguste von Hessen-Kassel. Im Jahre 1843 vermählte sie sich im Buckinghampalast zu London mit dem damaligen Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, der 1860 zur Regierung gelangte und mit dem sie die goldene und diamantene Hochzeit feiern konnte, bevor er am 30. Mai 1904 im Alter von beinahezu 85 Jahren starb. Obwohl sie sich stets als englische Prinzessin fühlte und den Verlust der Selbständigkeit Hannovers schmerzlich empfand, ist die hohe Frau ihrem Ländchen, in das sie die Heirat führte, alle die Jahrzehnte hindurch eine treusorgende Landesmutter gewesen. — Die bisher älteste deutsche Fürstin, die verwitwete Reichsgräfin Karoline Pückler-Burghauß verstarb soeben auf dem Schloß Oberweistritz im 92. Lebensjahre.

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

Eine Weile saß er da, wie zur Bildsäule erstarrt. Die alte Lona betrachtete ihn neugierig. Dann raffte er sich auf und sagte mit erstickter Stimme: „Führen Sie die Dame zu mir herein, Lona."

„Sehr wohl, Herr Doktor."

Als die Dienerin aber eben im Begriff war, die Tür hinter sich zuzuklinken, rief er sie wieder zurück.

„Lona!"

„Herr Doktor?"

„Kommen Sie her, ich will Ihnen etwas sagen." Seine Stimme zum Flüstern dämpfend, fragte er: „Zora hat die Dame doch nicht gesehen? Nein? Gott sei Dank! So achten Sie darauf, daß es auch weiterhin nicht geschieht. Sorgen Sie dafür, daß das Kind nicht sein Zimmer verläßt, bevor die Fremde aus dem Hause ist. Ich mache es Ihnen zur Pflicht — hören Sie, Lona?"

„Sie können sich ganz auf mich verlassen, Herr Doktor."

Leise, ohne daß zuvor geklopft wurde, öffnete sich die Tür und eine schwarzgekleidete Frauengestalt stand auf der Schwelle. Der kunstvoll über Hut und Haaren drapierte Kreppschleier umrahmte ein bleiches, schönes Gesicht — das Gesicht der Frau, welche am Abend zuvor Zora durch ihr Anstarren erschreckt hatte. Nur sah es heute beim unbarmherzigen Vormittagssonnenschein um reichlich zehn Jahre älter aus, als gestern bei dem phantastischen elektrischen Licht und dabei so krank — so krank und abgezehrt.

„Ludwig!"

Die Frau hatte den Namen gerufen, wie in tiefem Schmerz, aber Perettis feinem Ohr entging doch nocht das Theatralische, Gemachte des Tones. Er musterte sie kalt von oben bis unten und seine eben noch so verstörten Züge schienen wie versteinert.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?" fragte er mit einer kühlen, verletzenden Höflichkeit.

„So sprichst Du zu mir?" stieß sie erregt hervor. „So? Nach den langen, langen Jahren der Trennung? Und nicht einmal einen Platz zum Sitzen bietest Du mir an? Wie eine Bettlerin lässest Du mich vor Dir stehen?"

„Was wir miteinander zu verhandeln haben, wird sich hoffentlich so rasch erledigen lassen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sich zu setzen," entgegnete er schroff. „Denn ich wüßte wirklich nicht, was Dr. Luigi Peretti mit der Gattin des ungarischen Zigeuners Lendva zu schaffen haben könnte — die beiden kennen sich ja gar nicht."

„Lendva hat mich verlassen, Ludwig — vor Jahren schon," hauchte die Frau.

„So? Je nun — wunderbar ist's nicht. Es wird halt jeder mit dem gezüchtigt, was er verbrochen hat. Noch einmal — was wünschen Sie?"

„Ich will meine Tochter sehen!" Zum ersten Mal klang durch das komödiantenhafte Gebaren der Frau ein echter Ton.

Auf den Mann aber übte er keinen Eindruck. Er zuckte verächtlich die Schultern. „Ihre Tochter?" wiederholte er. „Haben Sie eine Tochter? Ich weiß nichts davon."

„Meine Tochter — meine süße Leni, die Du mir genommen hast," stieß sie hervor.

„Ach so! Sie meinen wahrscheinlich meine Pflegetochter, Zora Peretti, das Mädchen, welches als kleines Kind wahrscheinlich verkommen wäre, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte. Dies Mädchen nennen Sie Ihre Tochter? Ich weiß nichts davon, denn ich nahm es aus einer leeren Wohnung mit mir — eine Mutter aber wird ihr hilfloses Kind doch nicht allein sich selbst überlassen."

Sie hob bittend die Hände gegen ihn und machte eine Bewegung, als ob sie ihm zu Füßen fallen wollte, er aber wandte sich kurz von ihr ab und trat ans Fenster.

„Ludwig —" hörte er die Frau hinter sich flüstern — „sei doch nicht so hart zu mir. Ich mag ja nicht vorwurfsfrei gehandelt haben —"

„Nicht vorwurfsfrei!" lachte er höhnisch auf. „Famos gesagt! Ich bitte Sie, Madame, geben Sie sich keine Mühe, mir gegenüber die Büßerin, die Bereuende spielen zu wollen — — Sie kommen damit an den Unrechten. Noch einmal — ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen — Luigi Peretti kennt Juliette Lendva nicht. Und was das Mädchen anbetrifft, das unter meinem Schutz lebt, so werden Sie das mit meiner Bewilligung nicht sehen — weder heute noch jemals. Ich denke nicht daran, sie Ihrem gefährlichen Einfluß auszusetzen und sie unnötigerweise durch Sie beunruhigen zu lassen."

„Aber sie ist doch meine Tochter—"

„Es dürfte Ihnen schwer werden, das zu beweisen. Ich bin ihr gesetzlicher Beschützer, ihr Vormund und habe allein über sie zu bestimmen und ich will nicht, daß Sie sie sehen. Und sollten Sie sich doch gegen meinen Willen an Sie herandrängen und ihr alberne Märchen erzählen, — etwa, daß sie Ihr Kind ist — nun, so werde ich ihr sagen, daß Sie lügen. Im übrigen aber werde ich ihr einiges über Sie erzählen, was wohl genügen dürfte, Sie für immer von ihr fern zu halten."

Die Dynamitverbrecher

von Wickede-Asseln vor den Dortmunder Geschworenen

Ein solches Gedränge hat das Landgericht Dortmund wohl noch nicht gesehen, als gestern, da gegen 8 Bergleute aus Asseln wegen Dynamitverbrechens während des letzten

Bergarbeiterausstandes

verhandelt wurde.

Nach dem Eröffnungsbeschluß werden alle Angeklagten beschuldigt, zu Asseln in der Nacht vom 19. März verbrecherische Dynamitanschläge im Sinne des Gesetzes von 1884 wider den gemeingefährlichen und verbrecherischen Gebrauch von Sprengstoffen verabredet zu haben. Ferner legte der Eröffnungsbeschluß Schaper, Meier, Ackermann, Sawatzki, Hudschlag und Jungermann zur Last, an der vorsätzlichen Ausführung der Attentate beteiligt gewesen zu sein. Endlich soll Schaper allein in nicht rechtsverjährter Zeit wirklich Sprengstoffe besessen haben.

Die Vernehmung der Angeklagten.

Der Vorsitzende nahm als ersten den Angeklagten Blank vor.

Blank: Wir waren alle zusammen in der Wirtschaft von Altmeier, im Streikbureau. Verabredet wurde in dem Lokale nichts, nur Schaper sagte, es muß

etwas gegen die Arbeitswilligen vorgenommen

werden. — Vors.: Sie sind dann mit zu Schaper gegangen? — Blank: Ja, dort wurde

Schnaps getrunken

und ich sah, daß die

Dynamitpatronen in Zeitungspapier

gewickelt, bereits fertig auf dem Tisch lagen, acht Stück. Schaper holte

ein großes Brotmesser

und stieß es in den Tisch. Er bemerkte, daß er

jeden kaput machen

werde, der etwas verraten sollte. — Vors.: Sie mußten alle an den Tisch herantreten und versichern, schweigen zu wollen. — Blank: Jawohl. — Vors.: Und was dann: — Blank: Schaper verteilte die Patronen und bezeichnete die Häuser. Ich sollte mit Dahlhoff zu Peters gehen. An der Seilbahnbrücke in Brackel wollten wir uns nach der Tat alle treffen. Als wir uns auf den steht." Wir unterließen daraufhin das Attentat und gingen auf Brackel zu. Unterwegs hörten wir die drei anderen Schüsse. — Vors.: Fragten nicht die anderen, weshalb Ihr Schuß nicht losgegangen sei? — Blank: Ja, wir hatten aber die Ausrede, daß wir gestört worden waren. — Vors.: Was haben Sie mit Ihrer Patrone gemacht? — Blank: Ich gab sie meinem Vater, der sie in den Abort warf.

Der Angeklagte Dahlhoff gab an, daß er

aus Furcht vor Schaper

mit Blank nach dem Hause des Arbeitswilligen Peters gegangen sei. Im übrigen decken sich seine Aussagen mit denen Blanks.

Die Angeklagten Hudschlag und Meier belasteten sich gegenseitig. Es ergibt sich, daß bei Schaper viel Schnaps getrunken worden, und daß Meier die Patrone am Lagemannschen Hause angebunden und entzündet hat.

Die Angeklagten Sawatzki, Ackermann und Jungermann entfernten sich zu dritt von Schaper. Sie hatten ihr Ziel in den nebeneinanderliegenden Häusern von Schulz und Brasse, Ackermann blieb auf der Straße stehen, während Sawatzki bei Schulz eine Patrone unter die Haustür steckte, legte Jungermann eine solche auf der Brasseschen Vortreppe nieder. Beide Zündschnuren wurden angebrannt und dann schlichen sich die Täter eiligst nach dem vereinbarten Sammelplatze davon.

Sawatzki war schon mittags von Schaper gefragt worden, ob er abends mitmachen wolle; es solle gegen Arbeitswillige losgehen. Als er bei der Seilbahnbrücke in Brackel ankam, kletterte er über diese weg, damit ein Polizeihund nicht seine Spur finden könne.

Die Vernehmung Schapers.

Schaper gab an, daß er Schießhauer und Sicherheitsmann gewesen sei. Als Schießhauer wollte ich eines Tages noch zwei Schüsse abschießen. Ich machte die Patronen — für jedes Bohrloch vier — fertig, doch kam es nicht mehr dazu, weil die Schicht zu Ende ging. Ich nahm die Patronen mit nach Hause. Sie waren bereits mit Zündhütchen und Zündschnur versehen. Ich wollte sie zwar immer wieder zurückbringen, doch kam ich nicht dazu. — Vors.: Und weshalb faßten Sie den Plan, der Sie und Ihre sieben Kollegen nun auf die Anklagebank gebracht hat? — Schaper: Wir waren

über die Arbeitswilligen aufgebracht

und wollten diese bloß einschüchtern, damit sie nicht mehr zur Zeche gingen. Wir dachten nicht daran, Menschen zu gefährden oder Häuser zu demolieren, denn wenn Dynamitpatronen frei explodieren, richten sie lange nicht den Schaden an, als vielleicht sonst. Die in den Zeitungen veröffentlichte Drohkarte an die Polizei, wonach ganz Asseln in einer der nächsten Nächte mit Dynamit in die Luft gesprengt werden würde, brachte mich oder uns auf den Gedanken, nun auch mit Dynamit loszugehen. Ich war am genannten Tage stark angetrunken.

Den meisten Schaden

hatte, wie wir seinerzeit berichteten, das Lagemannsche Haus erlitten, dessen Haustür in den Flur geflogen war. Das eiserne Geländer war losgerissen und die Türklinke war durch die Küchentür an die gegenüberliegende Wand gesaust. Alle Fenster und selbst die Treppe hatten Schaden erlitten. Weniger erheblich stellten sich die Beschädigungen an den Häusern von Schulz und Brasse dar.

In der Nachmittagsverhandlung wurden zunächst einige Leumundszeugen vernommen.

Polizeikommissar Helmke bekundete, daß er gegen sämtliche

Angeklagte etwas Nachteiliges nicht zu sagen

vermöge. Alle stammten aus eingesessenen Familien und waren arbeitsame Leute.

Betriebsführer Brocke sagte aus, daß er verschiedene der Angeschuldigten von der Arbeit her kenne. Er habe

nie Anlaß zu Klagen

gehabt. Sie hätten nicht mehr Feierschichten gemacht, als andere Bergleute auch, und hätten sich stets gut geführt.

Gemeindevorsteher Heckmann war gleichfalls nicht in der Lage, etwas den Angeklagten nachzureden.

Pastor Hilburg betonte in seiner Aussage, daß wohl kein Mensch in Asseln nach den Attentaten in den heutigen Angeklagten die Täter vermutet hätte und vermutet haben würde; Schaper vielleicht ausgenommen. Er habe vier von ihnen selbst konfirmiert, nämlich Ackermann, Sawatzki, Dahlhoff und Meier. Ihre

Führung sei immer gut gewesen.

Allerdings hätten sie sich später von der Kirche abgewandt, was bei dem großen Terrorismus aus gewissen Kreisen verständlich wäre. Ackermann, den er einmal wegen seines unfrommen Wesens zur Rede gestellt habe, hätte ihm geantwortet:

„Wenn ich in die Kirche gehe, lachen mich die andern aus."

Was Schaper betreffe, so wäre dieser, als er nach Asseln kam, ein guter Mensch gewesen. Seine alte Mutter habe nach Bekanntwerden seiner Täterschaft zu ihm, dem Zeugen, gesagt: „Ich habe oft mit meinen Kindern gebetet; aber

mein Sohn hat nie mitgetan.

Er hat die Sucht, eine Rolle zu spielen und ist in verderbliche Hände gefallen."

Drei weitere Zeugen bestätigten, daß Ackermann am fraglichen Tage ziemlich betrunken war.

Die Beratung der Geschworenen währte, wie die Dortm. Ztg. berichtet, über 2½ Stunden. Sie verneinten bezüglich sämtlicher Angeklagten, daß die Tat nach geschehener Verabredung (Komplott) ausgeführt worden sei. Jungermann, Schaper, Meier und Sawatzki wurden des Verbrechens gegen Paragraph 5 des Dynamitgesetzes, Schaper auch des Verbrechens gegen Paragraph 8 des genannten Gesetzes schuldig befunden. Die übrigen Angeklagten wurden nur insofern schuldig gesprochen, daß sie, nachdem sie von dem Vorhaben eines Verbrechens Kenntnis erhielten, es unterlassen haben, der Behörde Anzeige zu erstatten.

Staatsanwalt Kneller beantragte gegen Jungermann, Meier und Sawatzki je 6 Jahre Zuchthaus und Ehrverlust, gegen Schaper, den Rädelsführer, 13 Jahre Zuchthaus. Gegen die übrigen Angeklagten wurden Gefängnisstrafen bis zu 5 Jahren beantragt, gegen den noch nicht 18 Jahre alten Hudschlag dagegen nur 2 Jahre Gefängnis.

Der Gerichtshof fällte folgendes

Urteil:

Schaper wird zu 6 Jahren Zuchthaus und 6 Jahren Ehrverlust, Jungermann, Meier und Sawatzki zu je 3 Jahren Zuchthaus und 4 Jahren Ehrverlust, Ackermann zu 1 Jahr Gefängnis, Blank und Dahlhoff zu je 9 Monaten Gefängnis und Hudschlag zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt.

Das Urteil wurde gegen 1¼ Uhr nachts gesprochen.

Der Dortm. Gen.-Anz. führt in einem

Stimmungsbild

u. a. folgendes aus:

Welches war das Motiv der Tat? Eigennützige Beweggründe kommen nicht in Frage. Sie wollten der Allgemeinheit nützen. Welcher? Der der Streikenden. Dadurch daß sie die Arbeitswilligen schreckten und abschreckten, wollten sie den Streik wirksamer machen. Um dies zu erreichen, wich der Fanatiker Schaper auch nicht vor Gewaltmitteln zurück. Den anderen geistig überlegen, machte er sie seinen Ideen dienstbar. Sie wurden seine Werkzeuge. Mit Recht hat ihm daher die härteste Strafe getroffen. Natürlich hat auch wieder der Dämon Alkohol seine Rolle gespielt. Ohne Schnaps wäre es zu nichts gekommen. Seine verheerende Wirkung machte sie aber zu allem gefügig. Rasch unterlagen die jungen Menschen der Versuchung, einer noch ein bartloser Knabe.

Die Geschworenen waren zur Milde geneigt und verneinten das so sehr gefürchtete Dynamit-Komplott. Auch der Gerichtshof ließ weise Milde walten. Er ermäßigte die von der Staatsanwaltschaft beantragten hohen Strafen derart, daß sich sämtliche Angeklagte sofort beruhigten und auf Rechtsmittel verzichteten. Ja, manche von ihnen zeigten bald nach der Urteilsfällung ein freundliches Gesicht und lachten. Unverwüstliche Jugend!

So endete das gerichtliche Nachspiel zum Dynamit-Attentat in Asseln. Wir können uns als Menschen freuen, daß die unglückseligen Täter nicht höher bestraft worden sind. Aber die Tat selbst müssen wir nach wie vor als ein bedenkliches Merkzeichen im Kampfe von Arbeit und Kapital betrachten.

Die Frau blickte ihn mit starren, angstvollen Augen an. „Daß die Not mich zwang, mein Kind zu verlassen, ist etwas, das sie mir verzeihen muß, denn ich konnte doch annehmen, daß andere für sie sorgen würden — bei mir wäre sie verhungert. Und was sie mir sonst noch vorwerfen könnte, wüßte ich wirklich nicht." Die letzten Worte klangen doch recht unsicher und unter Perettis durchdringendem Blick senkte sie scheu die Augen.

„Wissen Sie das wirklich nicht?" fragte er ironisch. „Ich hätte Ihnen und mir die Beweisführung gern erspart, aber um dieser Szene ein Ende zu machen," er trat zum Schreibtisch, schloß ein Schubfach auf und entnahm ihm ein Papier, das er auseinanderfaltete und in einiger Entfernung vor sie hin hielt, „ei, wenn ich Zora diesen Zettel zeige und ihr erkläre, was es für eine Bewandtnis —"

Er kam nicht weiter, denn die Frau war mit einem katzenhaften Sprung auf das Papier zugestürzt, um es ihm zu entreißen. Doch er merkte noch rechtzeitig ihre Absicht und entzog die erhoffte Beute ihrem Bereich. Nachdem er sie wieder sorgfältig verschlossen hatte, wandte er sich seinem Gast zu.

„Sie sehen, daß Sie machtlos mir gegenüber sind," sprach er ruhig. „Und ich — merken Sie es sich — werde nie darein willigen, daß Zora in irgendwelche Beziehungen zu Ihnen tritt. Ich bewache jeden Schritt des Kindes und werde das auch ferner tun. Ich bin von jedem Schritt Zoras unterrichtet — sie unternimmt nichts gegen meinen Willen."

Ein krampfhaftes Gelächter übertönte seine letzten Worte. Es klang wie das Lachen einer Hysterischen. Das Gesicht der Frau hatte sich, nachdem sie endlich erkannt, daß sie nichts von ihm zu hoffen hatte, in erschreckender Weise verändert. Aus dem sanften, schwermutsvollen Büßerinnenantlitz war eine boshafte Fratze geworden. „Zora unternimmt nichts gegen Deinen Willen!" zischte sie. „So, so! Dann geschieht es wohl auch ganz im Einklang mit Deinen Wünschen, daß sie abends mit jungen Artisten Restaurants besucht und Champagner mit ihnen trinkt? Wie?"

Da er sie geringschätzig und ungläubig anblickte, fuhr fuhr sie hastig fort: „Du glaubst es nicht? Schön, dann frag' sie doch selbst, ob sie nicht gestern abend mit einem jungen Menschen, einem Kollegen von ihr, im Pavillonrestaurant gewesen ist und ob sie sich nicht gar mit ihr geküßt hat —"

„Du lügst!" schrie Peretti, in seinem Zorn zum erstenmal wieder das „Du" gebrauchend.

„Frag' sie doch!" höhnte die Frau. „Die beiden schienen sehr befreundet zu sein, sie nannten sich „Du" und —"

„Hinaus!" befahl er, mit der ausgestrekten Hand nach der Tür weisend. „Hinaus oder ich vergreife mich an Dir. Und noch einmal rate ich Dir, mir und Zora fern zu bleiben, denn sonst — sei versichert, daß Du allein die Folgen zu büßen haben wirst. Hinaus!" schrie er abermals „Hinaus!" Er war seiner selbst nicht mehr mächtig, wie alle Menschen, die für gewöhnlich sich mit eiserner Gewalt zu beherrschen verstehen, war sein Zorn, wenn er einmal die Zügel über sich verlor, maßlos.

Die Frau mochte angesichts seines wutverzerrten Gesichts doch wohl eine Bangigkeit überkommen haben, denn ohne ein Wort weiter zu sprechen, schlich sie sich ängstlich und zitternd aus der Tür.

Peretti blieb stehen und horchte, bis ihr Schritt unten verhallt war, dann trat er ans Fenster, um sie aus dem Hause treten zu sehen. Er beobachtete sie, wie sie quer über die Vestervoldsgade schritt, an der seine Wohnung lag, eine vorbeifahrende Droschke anrief und davonfuhr. Dann erst atmete er auf. „Sie kommt nicht wieder," sagte er sich. „Sie kommt nicht wieder."

Er versuchte sich über das klar zu werden, was sie zuletzt gesprochen hatte, aber es gelang noch nicht, auch benahm ihm der durchdringende Ylang-Ylang-Duft, den sie zurückgelassen hatte, den Kopf. Er stieß beide Fensterflügel weit auf und erst, als die frische Luft die Parfümwolken verjagt hatte, wurde ihm leichter. Er konnte jetzt wenigstens wieder denken.

Was hatte sie da gesagt? Zora soll mit jungen Artisten Restaurants besuchen, um Sekt mit ihnen zu trinken? Lächerlich! Zora, seine weiße Taube, sollte das? Unmöglich, ganz und gar unmöglich!

Und von dieser Angelegenheit wanderten seine Gedanken wieder zu der Gefahr hin, die dem Kinde von der eigenen Mutter drohte, und immer banger wurde dem Manne zu Mut.

„Ich lasse sie ihr nicht und wenn ich darüber zum Mörder werden sollte," sprach er laut vor sich hin, um dann selbst über seine Worte zu erschrecken. Nein doch, um jenes gehaßten Weibes willen wollte er keine Schuld auf seine Seele laden! Es mußte andere Mittel geben, um Zora vor ihr zu schützen.

Ein Gedanke tauchte in seinem Innern auf, bei dem es ihm wie ein Messer durch die Brust fuhr. Aber was lag an ihm, an seinem Glück? Fand sich keine andere Hilfe, so mußte er diesen Leidensweg gehen. Was lag an ihm?

Bis zum Mittagessen hatte er sich aber doch soweit wieder gefaßt, daß er Zora ruhig, wie immer, begegnen konnte. Sie speisten beide allein, wie gewöhnlich, und die alte Lona, die das Essen aus einem der vielen in der Nähe liegenden Hotels zu holen pflegte, ging ab und zu, um sie zu bedienen. Daher konnte er mit dem Mädchen während des Mahls über keine intimeren Dinge sprechen. Er begnügte sich damit, ihr zu erzählen, daß er in seinen alten schweinsledernen Folianten, in denen so viele mittelalterliche Zauberkunststücke, mit denen man Fürsten und Große betrogen hatte, beschrieben waren, die Anregung zu einer neuen Illusion gefunden hatte. Noch langen ihm die Tricks, welche er zur Verwirklichung seiner Idee brauchte, nicht, aber doch meinte er auf dem besten Wege zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Schreckenstat einer Mutter.

In Chesterfield (England) hat ein Mädchen von neun Jahren mehreren von seinen Geschwistern das Leben gerettet, indem es seiner Mutter ein Messer wegnahm, mit dem diese bereits das jüngste Kind getötet und zwei andere schwer verwundet hatte. Die Frau, eine Mrs. Churchill, wurde im Polizeigerichte vorgeführt. Während sie auf der Anklagebank saß, kam die Nachricht, daß eins der verwundeten Kinder, ein Knabe, gestorben sei und daß das dritte Kind den Tag nicht überleben könne. Die Frau hat die grausige Tat in einer Verzweifelung begangen. Ihr Mann war Tagelöhner und verdiente nur dann und wann ein paar Schillinge. Gestern morgen hatte die ganze Familie, Eltern und fünf Kinder, seit ein mehrere Tage altes Stück Brot zum Frühstück. Frau Churchill regte sich darüber dermaßen auf, daß sie die drei jüngsten Kinder mit dem Messer umzubringen suchte. Die älteste Tochter Katie nahm ihr das Messer weg, als die Mutter auch sie und ihren Bruder Edward umbringen wollte. Die Mutter lief dem Mädchen auf der Straße nach, bis ein Arzt, namens Dr. Chase, der gerade des Weges kam, das Kind in seinen Schutz nahm und die anscheinend wahnsinnige Frau verhaften ließ.

Eine gesprochene Zeitung.

Seit kurzem besitzen die Newyorker eine gesprochene Zeitung, den „Telephone Herald". Das anfangs mit Mißtrauen aufgenommene Unternehmen hat sich beim Publikum bereits verhältnismäßig rasch durchgesetzt; nach wenigen Wochen hatte die Zeitung 2500 Abonnenten, die monatlich 6 Mark bezahlen und weitere Anmeldungen laufen täglich ein. Die Abonnenten sind durch Leitungen mit der Redaktion verbunden; in ihnen kann von der Redaktion aus nur gesprochen, bei den Teilnehmerstellen nur gehört werden, so daß irgendwelche Störungen ausgeschlossen sind. Damit der Teilnehmer nur dann zum Fernhörer zu greifen braucht, wenn ihn interessierende Nachrichten übermittelt werden, ist, wie die „Zeitschrift für Schwachstrom" mitteilt, ein genaues Tagesprogramm ausgearbeitet worden. Um 8 Uhr morgens wird die astronomische Zeit angegeben. Dann folgt, bis 9 Uhr, die Verlesung der eingelaufenen Nachttelegramme, der Notierungen der Londoner Börse u. der besonders interessanten Neuigkeiten der Tageszeitungen. Von 9—9½ Ausverkäufe, Vergnügen, gesellschaftliche Ereignisse; 9¾—10 Personalnachrichten und kleine Notizen; 10—11½ Newyorker Börsenkurse und Marktberichte; 11½—12 Newyorker Lokalnachrichten und Vermischtes. Um 12 Uhr wird wieder die astronomische Zeit angegeben und bis 12½ folgen dann neueste Telegramme, Militär-, Marine- und Parlamentsnachrichten; 12½—1 Uhr Kurse der Newyorker Mittagsbörse. Von 1—2 werden die interessantesten Nachrichten des ganzen Vormittags kurz wiederholt. 2—2¼ neueste europäische Kabeltelegramme; 2¼—2½ Vermischtes aus Washington; 2½—2¾ Modeneuigkeiten und Winke für die Hausfrau; 2¾—3¼ Sport- und Theaternachrichten; 3¼—3½ Schlußnotierungen der Newyorker Börse; 4—5 Musiknachrichten, Vortragsberichte; 5—6 Feuilleton; hier werden Skizzen, Novellen, Gedichte und Märchen für Kinder vorgelesen. Von 8—10½ kann der Abonnent eine ausgewählte Abendunterhaltung genießen; der Fernsprecher übermittelt ihm Kammermusik, Gesangsvorträge, Rezitationen, Quartette, Solovorträge auf Violine und Cello, Arien und Duette aus bekannten Opern. Die Sprecher sind als Vortragskünstler ausgebildet; ihre Tätigkeit ist sehr anstrengend, sie sprechen deshalb nur 15 Minuten in der Stunde und werden dann nach ¾ Stunden abgelöst.

‡ Das Ende der Liebe.

Aus Newyork wird berichtet: Ein merkwürdiger Anspruch auf Schadenersatz ist von einem Newyorker gegen eine der beiden großen amerikanischen Telegraphengesellschaften in einem Prozeß anhängig gemacht worden. Weil durch einen Fehler bei der Uebermittelung eines Telegramms ihm die Liebe seiner Braut abwendig gemacht worden ist, verlangt der praktische Yankee ein stattliches Schmerzensgeld. Er hat im Ueberschwang seines Gefühls eines Tages seine Braut durch ein Telegramm beglücken wollen: „I love you for ever" (Ich liebe Dich ewig); aber als das junge Mädchen das Blatt Papier entfaltete, das ihr der Telegraphenbote überbrachte, las sie mit Entsetzen: „I leave you for ever" (Ich verlasse Dich für immer). Der Fehler des Telegraphisten war gar nicht groß; er hatte nur statt der drei Striche, die den Buchstaben „o" bedeuten, zunächst zwei Punkte und dann einen Strich gemacht, die als Punkt (e) und Punkt-Strich (a) aufgefaßt wurden. Aber dieses kleine Versehen hatte große Folgen. Die junge Dame sandte erzürnt dem früheren Geliebten Ring, Geschenke und Liebesbriefe zurück und wollte kein Wort mehr von ihm hören, als er sich die größte Mühe gab, den Irrtum aufzuklären. Der Mann war verzweifelt; aber als er erfuhr, daß seine Braut sich mit einem anderen verlobt hatte, so daß ihm jede Hoffnung abgeschnitten war, benutzte er diese Tatsache zu einer Schadenersatzklage gegen die Telegraphengesellschaft. Die Gerichte werden also zu entscheiden haben, wie weit die Telegraphengesellschaften für solche unvorhergesehenen Folgen von Versehen ihrer Beamten verantwortlich sind.

Allerlei.

Wo zahlt man die meisten Steuern? In der belgischen Kammer legte der Abgeordnete von Lüttich Hector Denis seine Statistik vor, in der genau berechnet war, wie sich die Steuerlasten in den verschiedenen Ländern Europas darstellen. Das Ergebnis ist für Deutschland durchaus nicht ungünstig. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen nämlich nach dieser Liste: in England 32,06 Franks; in Frankreich 78,98 Franks; in Holland 57,59 Franks; in Oesterreich 49,05 Franks; in Italien 45,04 Franks; in Deutschland 43,37 Franks; in Norwegen 42,60 Franks; in Dänemark 41,70 Franks und in Belgien 34 Franks. Hoffen wir nur, daß unsere Staatsschatzmeister hier nicht ihren Ehrgeiz darein setzen, „Deutschland in der Welt voran" marschieren zu lassen, sondern begnügen wir uns lieber mit dem letzten Platz!

Eine Abfuhr. Pauline Lucca war ehemals als Mitglied des Berliner Opernhauses eine der gefeiertsten Sängerinnen. Sie wurde nicht nur wegen ihrer prächtigen Stimme, sondern auch wegen ihres reizenden und natürlichen Wesens von allen geliebt und verehrt. Kaiser Wilhelm 1. versäumte keine Opernvorstellung, in der die Lucca auftrat. Sie erhielt von ihm mehrfache Beweise seiner Huld. Ebenso unterhielt sich Fürst Bismarck gern mit der beliebten Künstlerin, die niemals um eine drollige und schlagfertige Antwort verlegen war. In Berlin bewohnte sie mit ihren Eltern ein Haus in der Viktoriastraße. Hier trafen sich öfters zu Musikabenden die Spitzen der Gesellschaft Berlins und eine auserlesene Künstlerschar. Bei einem dieser Musikabende war auch ein hochgestellter Aristokrat anwesend, der wegen seines hochmütigen und eingebildeten Wesens bekannt war. Er betrachtete besonders einen älteren, einfach gekleideten blonden Herrn mit herabsetzenden Mienen, der ihm absolut nicht in diese vornehme Gesellschaft zu gehören schien. Als darum die Lucca in seine Nähe kam, sagte er zu ihr: „Bitte, gnädige Frau, können Sie mir nicht sagen, wer dieser blonde Mensch mit der polizeiwidrigen Visage ist? Der Mensch tut ja gerade, als ob er hier zu Hause wäre!" „Herr Graf", sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln die gefeierte Künstlerin, „dieser Mensch mit der polizeiwidrigen Visage hat allerdings ein Recht, so zu tun, als wenn er hier zu Hause wäre. Denn wenn's nix dagegen haben, Herr Graf, — er ist mein Vater!"

Windhosen sind in verschiedenen Teilen Nordamerikas aufgetreten, denen fünf Menschen zum Opfer gefallen sind. Der Sachschaden wird auf mehr als eine Million Dollars geschätzt. Der größte Schaden ist in Denver angerichtet worden, wo die Hauptstraßen überschwemmt sind und der Eisenbahnverkehr vollständig eingestellt worden ist. Eine drei Meter hohe Wassersäule ging über Alton (Illinois) fort, wobei vier Personen ertranken.

Ungezogene Studentenstreiche sind in der letzten Zeit wiederholt aus den deutschen Universitätsstädten gemeldet worden. Ganz besonders zeichnen sich die ausländischen Studenten durch ihr wenig akademisches Benehmen aus. In Jena bestieg ein englischer Student den Sockel des Bismarckdenkmals und befestigte unter dem Johlen seiner Kommilitonen an der rechten Hand der Bismarckfigur einen Topf. Als ein Polizeibeamter hinzukam und die Namen der johlenden Studenten feststellen wollte, wurde er gehänselt und von den Studenten hin und her gestoßen. Schließlich gelang es einer Anzahl anderer Schutzleute, die englischen Studenten nach der Wache zu bringen.

Die Spionageriecherei besteht fort. Zwei Herren, die im Festungsgebiet von Swinemünde photographische Aufnahmen gemacht hatten, wurden festgenommen. Die beiden Photographen können nur gebrochen Deutsch sprechen. Die nähere Untersuchung ergab jedoch, daß es sich um zwei Amateurphotographen aus der Provinz Posen handelte.

Empfindliche Kälte macht sich gegenwärtig, wo Europa unter ungewöhnlicher Hitze zu leiden hat, in Deutsch-Südwestafrika bemerkbar. In Omaruru wurden Ende Juni 8 Grad Kälte und in Windhuk 2 Grad Kälte festgestellt. Verschiedentlich wurden Eisbildungen bemerkt.

Das Denkmal Kaiser Wilhelms 1. am Schloß in Königsberg soll aus Verkehrsrücksichten mit einem Kostenaufwand von 80 000 Mark um 7 Meter verlegt werden, falls der Kaiser seine Genehmigung dazu gibt.

Ein Sonderling, der in äußerst armseligen Verhältnissen lebende Flickschuhmacher Jotz in Augsburg wurde halb ohnmächtig auf dem Boden seiner Wohnung aufgefunden. Gegen die Ueberführung in das städtische Krankenhaus sträubte sich der arme Mann heftig, und als er trotzdem dorthin verbracht worden war, bat er, man möge ihm das „bißchen" Geld, das er in seiner Wohnung zurückgelassen habe, holen. Eine daraufhin vorgenommene Haussuchung hatte das verblüffende Resultat, daß im Kopfkissen, im Strohsack und in alten Stiefeln versteckt nicht weniger als 66 000 Mark in Wertpapieren und Zwanzigmarkstücken gefunden wurden. Jotz bezog seit Jahren Armenunterstützung.

Kaiserliche Spende. Der Kaiser hat der evangl. Gemeinde in Falkenstein i. T. zum Neubau der Ortskirche 12 700 Mark überweisen lassen. Seit der Errichtung des Offiziersgenesungsheims in Falkenstein vor drei Jahren nimmt der Kaiser naturgemäß besonderen Anteil an dem hübschen Taunusdörfchen am Fuße des Altkönigs- und Feldbergs.

Ein preußischer Gentlemann! Die Lebenserinnerungen des englischen Hofmalers H. Jones Thaddeus enthalten eine Unzahl von bisher unbekannten Anekdoten über hervorragende Persönlichkeiten. Thaddeus war mit der Familie des Herzogs von Teck, deren Porträts er gemalt hat, befreundet, und durch sie wurde er an alle Mitglieder des englischen Königshauses empfohlen. So kam er auch nach Berlin, wo er Gelegenheit hatte, Kaiser Wilhelm, damals ein junger Mann von 18 Jahren, kennen zu lernen. Eine englische Prinzessin war bei der Kronprinzessin Viktoria zu Besuch, als Prinz Wilhelm seiner Mutter seine Aufwartung machte. Er trug Zivilkleidung, aber sein Salonrock saß ihm eben nicht gut. Damals stand ja in Berlin die Schneiderkunst noch nicht auf der jetzigen Höhe! Während der Prinz die Hand seiner Kousine küßte, sagte die Kronprinzessin in ziemlich scharfem Ton: „Kein englischer Gentleman würde mit einem so schlechtsitzenden Rock in einem Salon erscheinen, wie der es ist, den du trägst." Prinz Wilhelm ließ nicht auf die Antwort warten: „Ich möchte dich doch bitten, Mama, nicht zu vergessen, daß ich kein Engländer bin. Ich bin ein preußischer Gentleman und wünsche auch nichts anderes zu sein."

Eine hundertjährige Strafe. Mit ungeduldiger Spannung erwartet das zwölfte Regiment der britischen Königlichen Lanzenreiter, das gegenwärtig in Potchefstroom in Transvaal in Garnison liegt, den Ablauf dieses Jahres, denn mit dem neuen Jahre wird eine Strafe verbüßt sein, die der Herzog von Wellington vor einem Jahrhundert über das Regiment verhängt hat. Während des spanischen Krieges hatten die Lanzenreiter ein Kloster überfallen, hatten geplündert und die Nonnen mißhandelt. Als der „eiserne Herzog" davon erfuhr, bemächtigte sich seiner ein maßloser Zorn; er ließ sofort sein Pferd satteln, stürmte im Galopp zum Lagerplatz des Regiments und ließ die Lanzenreiter in Paradeuniform antreten. Vor der ganzen Truppe aber verurteilte er nun die „zwölften Lanzenreiter des Königs" zu einer eigenartigen Strafe, die genau hundert Jahre währen sollte. „Jeden Abend", so rief der Herzog den Soldaten zu, „wird die Regimentsmusik zur Parade aufmarschieren und nacheinander die spanische Nationalhymne, die russische Natnionalhymne, den Vesperpsalm, die Hymne des Prinzen von Wales und dann „God save the King" spielen. Und während die Musik das spielt, werden alle Lanzenreitter stillstehen und zuhören." Seit jenem verhängnisvollen Jahre 1812 haben die zwölften Lanzenreiter, wie der „Transvaal Chronicle" ausführt, Tag um Tag diese merkwürdige Strafe verbüßt und in fast allen Teilen des britischen Weltreichs zur Abendzeit im Stillgestanden jene fünf Hymnen angehört.

Der Löwe beim Zahnziehen. Ein donnerndes Löwengebrüll dröhnte vor einigen Tagen durch die Londoner „Weiße Stadt", dem bekannten Vergnügungsplatz, in dem das „Bostock-Jungle" die Herrlichkeiten und Wunder Indiens aufbaut. Die Besucher hoben erschreckt die Köpfe, aber wer beim Löwenzwinger anfragte, erhielt die beruhigende Antwort: Der junge Brutus war beim Zahnziehen. Brutus ist ein gewaltiger junger Löwe, der sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte sträubte, als man ihm Füße und Nacken mit Seilen band. Man wollte bei der Operation kein Betäubungsmittel verwenden; aber sein gewaltiges Rasen erschreckte doch selbst die Wärter so, daß sie bereuten, ihn nicht durch Lachgas unschädlich gemacht zu haben. Endlich war er bewältigt und lag nun fauchend und zitternd und furchtbar brüllend da. Nun öffnete sich die Tür des Zwingers und herein schritt Dr. Watt, ein bekannter Tierarzt des Westens, der eine Riesenzange mitgebracht hatte. Der Arzt kniete nieder, dem mächtigen Tiere wurden die Kinnbacken gewaltsam aufgerissen rasch fuhr die Zange auf einen Zahn im unteren Kiefer los, ein gewaltiger Ruck, und das wochenlange Weh des armen Brutus war im Nu beendet. Der Arzt sprang zurück, ohne seinem Patienten ein Glas warmes Wasser zum Mundausspülen zu offerieren. Brutus wurde losgebunden und kroch vergnügt und friedlich in seinen Käfig zurück. Augenscheinlich waren ihm die Vorbereitungen zur Operation viel unangenehmer gewesen, als die Nachwirkung.

Plötzlich die Sprache wiedergefunden.

In Saarbrücken hat ein Mann, der vor etwa 2½ Jahren durch Schreck die Sprache verloren hatte, das Sprechvermögen plötzlich wiedererlangt. Es handelt sich um einen Beamten der Saarbrücker Schulinspektion. Durch den Verlust der Sprache war das Gehör nicht in Mitleidenschaft gezogen. Die Verständigung mit den Personen, mit denen der Mann zu verkehren hatte, war jedoch nur durch Zeichen oder durch schriftlichen Verkehr möglich. Die ärztlichen Bemühungen, die Hemmung des Sprechvermögens wieder aufzuheben, waren ohne Erfolg geblieben. Jetzt hat sich das Sprechvermögen wieder von selbst eingestellt. Am Samstag abend sang die Tochter des Mannes ein Lied, das der Stumme unwillkürlich mitsummte, und dabei gab er zu seinem und seiner Angehörigen Erstaunen sprachliche Laute von sich, die sich anfänglich nur langsam und schwer bildeten. Die Besserung trat aber sehr schnell ein, und bald gelang es dem Manne wieder, vollständig zu sprechen, wobei sich nur noch ein sichtliches Zögern und eine Unbeholfenheit in der Aussprache bemerkbar machten. Bald hatte sich die Aussprache schon so gebessert, daß der Mann beim Antritt seines Dienstes seine Vorgesetzten und Kollegen mit einem lauten „Guten Morgen, meine Herren" begrüßen konnte, worüber die also Angeredeten natürlich in die größte Ueberraschung versetzt wurden. Die Plötzlichkeit, mit der das Sprechvermögen nach 2½ Jahren wieder einsetzte, hat auf alle, die mit dem Manne verkehren, in höchstem Maße überraschend gewirkt. Man kann jetzt nach der zunehmenden Besserung schon voraussagen, daß er wieder vollständig in den Besitz der Sprache gelangen wird.

Geldwechseln.

Es ist erstaunlich, auf wie viele Arten man größere Geldstücke in deutschen Münzen umwechseln kann. Professor Sauter hat unlängst eine neue Art und Weise für diese Berechnung angegeben, die neben dem Vorzug der Kürze auch den Vorteil hat, daß sie diese Zahl aller möglichen Umwechselungen rasch und sicher feststellen läßt. Da es sich dabei um lange und verzwickte wissenschaftliche Formeln handelt, wollen wir hier bloß das Ergebnis dieser Berechnungen mitteilen: Ein Zweipfennigstück kann nur 1 mal, durch zwei einzelne Pfennige, gewechselt werden, ein Fünfpfennigstück 3 mal, ein Zehnpfennigstück 10 mal, Beim Fünfundzwanzigpfennigstück kann man das Wechseln schon 64 mal, beim Markstück 3953 mal wiederholen. Ein Zweimarkstück gibt schon 61 984 mal, das Dreimarkstück (der Taler) 391 550 mal und das Fünfmarkstück gar 5 229 251 mal die Möglichkeit des Wechselns auf verschiedene Arten. Unfaßbare Zahlen ergeben sich bei den Goldstücken. Man kann ein Zehnmarkstück 300 504 127 mal, ein 20-Markstück 33 230 248 752 mal wechseln, indem man sich zuerst zwei Zehnmarkstücke geben läßt oder vier Fünfmarkstücke und diese Münzen wieder für die nächst kleineren Stücke austauscht und in dieser Weise alle möglichen Wechselungsarten vornimmt. Wenn man für das einmalige Einwechseln nur einen Zeitraum von einer halben Minute rechnet, würde man zum Wechseln eines Dreimarkstückes auf alle möglichen Arten 135 Tage, 2 Stunden und 17½ Minuten brauchen, und wollte man das gleiche mit einem 20-Markstück durchführen, dann müßte man zu diesem Zwecke 31 611 Jahre leben.

K Negerfrauen, die Ferkel nähren.

Von einer merkwürdigen Sitte, die er bei den Wilden von Neu-Guinea beobachtet hat, erzählt der englische Forschungsreisende R. W. Williamson: Die Mafulus, denen er seine besondere Aufmerksamkeit widmete, stehen auf einer sehr tiefen Kulturstufe, aber ihr Gaumen ist recht fein ausgebildet und unter allen Künsten verstehen sie am meisten von der edlen Kochkunst. Ihre größte Delikatesse ist Menschenfleisch, aber gleich danach kommt für sie das Fleisch kleiner Schweinchen. Um diesen nun einen besonderen Wohlgeschmack zu verleihen, lassen sie sie von ihren Frauen nähren. Jede junge Mafulumutter säugt zu gleicher Zeit ein Kind und ein Ferkelchen. Es gibt keinen bizzareren Anblick als die Frauen zu sehen, wie sie in ihrem Arm die kleinen rosigen quiekenden Tierchen tragen. Sie behandeln sie nicht anders als ihre Babys und sorgen dafür, daß sie recht fett werden, damit sie dann eine prächtige Mahlzeit abgeben. Die wunderliche Tatsache ist von Williamson mehrfach beobachtet worden.

* Frauen als Schatzgräber.

Wieder geht eine Expedition, die von einem Londoner Syndikat ausgerüstet ist, auf die Suche nach dem sagenumwobenen Schatz auf Cocos Island im Stillen Ozean, aus. Das Besondere ist diesmal, daß es zwei Damen, Miß Davis und Mrs. Till, sind, die nun endgiltig den vergrabenen Schatz finden wollen. Sie waren im vorigen Jahre bereits auf der Insel, und es soll ihnen gelungen sein, die Lage der Höhle, in der Seeräuber einst den Schatz verborgen haben, festzustellen. Natürlich darf bei der Expedition als modernstes Requisit solcher Unternehmungen, der Kinematograph nicht fehlen. Man spricht von etwa 800 Millionen, die im Jahre 1821 ein Kapitän Thomson, der sie vor den Revolutionären in Callao in Sicherheit bringen sollte, veruntreut und auf der Insel vergraben haben soll.

Das Schicksal des Berliner Metropolpalastes,

des größten Vergnügungsetablissements, das in englische Hände übergehen sollte, erregt allgemeines Interesse, da die englische Aktiengesellschaft die staatliche Genehmigung zur Eröffnung des Gewerbebetriebes nicht erhalten hat, so daß die Zukunft des „Metropols" in Frage gestellt ist. Die Angelegenheit ist aus prinzipiellen Gründen wichtig, da die Gesellschaft in London nicht in Berlin errichtet ist, weil das englische Aktienwesen den Gesellschaftern zwei wertvolle Vorteile bietet: Das Kapital der englischen Gesellschaft kann künstlich durch die Kapitalisierung des Erträgnisses konstruiert und außerdem in Aktien zu 20 Mark eingeteilt werden. Das deutsche Aktienrecht ist aus guten Gründen anders gestaltet als das englische, und Deutschland hat mit seinem solideren Recht keine schlechte Erfahrung gemacht. Bekommt aber der Metropol-Palast die Erlaubnis zum Gewerbebetrieb, dann werden wohl bald alle deutschen Vergnügungspaläste in London Unterschlupf suchen.

Der aolle Baum.

Ich weet en aollen huollen Baum,
De steiht op hauge Grabenkant;
Do drömt he sienen Winterdraum,
Do wät he wach in'n Sunnenbrand.

Un äöller wät he jedes Jaohr,
Wät jedes Jaohr auk wier junk,
Un wint en grönen Kranz int Haor,
Un is doch män en Stump un Strunk.

Du meins, du wörs en aollen Mann,
Dat Liäben sur, dat Stiärben hatt?
Den aollen Baum den kiek di an,
Den huollen Baum — nu schiäm di wat!

Aug. Wibbelt.

Kopfläuse
mit Brut, vernichtet radikal
Rademachers Goldgeist. Patentamtlich geschützt
Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasit. Wichtig f. Schulkinder. Taus. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.
O. Wemper, Adler-Drogerie.
Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf d. Namen **Goldgeist** Wz. Nr. 75198.

Von der Reise zurück.
Dr. med. Torhorst,
Spezialarzt für Ohren-, Nasen- u. Halskrankheiten,
Barmen, Berlinerstr. 1. 1753



Zurückgekehrt
Dr. Poensgen,
Bochum.
Spezialarzt für innere und Nervenkrankheiten.
Sprechstunden vorm. 9—11 Uhr, 4805 nachm. 1/23—1/25 Uhr, Dienstags u. Freitags, abends 7—8 Uhr.

Flechten
näss. u. trockene Schuppenflechte, akroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füße
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei von schädl. Bestandteilen, Dose Mark 1,15 u. 2,25.
Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück.
Zu haben in den Apotheken.

Käse, Holsteiner-Holländer,
saftige u. schnittige Ware, kein Kunstprodukt, sondern Naturware, netto 9 Pfund nur Mark 3.15, Bahnkörbe mit ca. 40 Pfd. Inhalt per Pfd. nur 34 Pfennige liefert ab hier unter Nachnahme 106
Heinrich Krogmann, Nortorf i. H. 395

Ziehung 1. und 2. August in Bonn.
Erste Pferde-
Rhein. Lotterie
5717 Gewinne, Gesamtwert Mk.
80 000
40 Pferde Mk.
50 000
5677 Silbergewinne Mk.
30 000
Hauptgew. Wert
10 000
Lose 1 Mk. 11 Lose sortiert 10 Mk.
Porto und Liste 30 Pfg. versendet
General-Debit **Ferd. Schäfer**
Bankgeschäft, Düsseldorf 24.
Auch zu haben in allen kenntlich gemachten Verkaufsstellen.

Hochf. Centrifugenbutter I. Qualität 10,25 Mk., II. Qualität 9,00 Mk. vers. g. Nachn. fr. in Postk. netto 9 Pfd. Inhalt. Ein Versuch führt zu dauernder Abnahme.
W. Kanschat, Marggrabowa, Ostpr.

Kgr. Sachs.
Technikum Mittweida
Direktor: Professor Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektrot. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz: 3610 Besucher. Programm etc. kostenlos. v. Sekretariat.

So geht es mancher Frau: gestern noch für nichts Andres zu haben — heute schon überzeugte Fürsprecherin des „Kornfranck".
29



Grandiose Sommerüberraschung.
20 Mk. geschenkt erhält jeder
Besteller uns. Brieftasche „Exelsior", der auf dem Bilde den Landbriefträger sucht und **richtig** mit Buntstift übermalt. Die Verteilung der Geschenke **à 20 M.** erfolgt nach Eingang der r. Lösungen **bis 1. 8. 12.** Hiermit bestelle ich bei dem **Hausmutter-Verlag Berlin-Lichtenrade** die led. Brieftasche „Exelsior" (für jedermann unentbehrlich) für Mk. 1.50 in Marken oder Nachn. 20 Pfg. mehr.
Name, Ort, Wohnung .....
.....



Die moderne Medizin
erblickt ihre Hauptaufgabe darin, Krankheiten zu verhindern. Dieses Ziel wird in erster Linie durch sachgemässe Ernährung erreicht. Wer Schädliches meidet, Nützliches geniesst, macht seinen Körper widerstandsfähig. Schon bei Beginn des Tages geniesse man zum Frühstück, statt nervenaufregender Getränke, guten reinen Kakao. Dieser sättigt, ohne zu beschweren, regt an, ohne zu schaden und ist der beste Blut- und Muskelbildner für jedermann.
Da Kakao unverpackt leicht fremden Geruch annimmt, kaufe man ihn nur in luftdichter Originalpackung, die gleichmässigen Geschmack und frisches, volles Aroma gewährleistet.
Stollwerck-Kakao
ADLER GOLD SILBER
1/4 kg-Paket ℳ 1.25 ℳ 1.— ℳ 0.80
Alle drei Marken, gleich rein und nährkräftig, unterscheiden sich, wie die deutschen Edelweine, nur durch ihr Aroma.

Gustav David, Altona-Elbe
offeriert zum Engrospreise gegen Nachnahme Ersatz für
guten Bohnenkaffee zu M. 1—2.— p. Pfd.
franko jeder Bahn- und Poststation. Geschmack genau wi guter Bohnenkaffee. Probe franko und gratis zu Diensten Lieferung in 1/2 und 1 Pfd.-Paketen, jedes Quantum von 5 und 9 Pfd. an. Nichtgefallendes nehme auf meine Kosten zurück. Goldene Medaille Paris 1900. 49

Schnürstiefel! Reklameangebot!
2 Paar nur 10 Mk.
Dame

Herr

Behufs Einführung meines vorzüglichen **Damen- und Herrenschnürstiefels**, Chevr.-Leder, hocheleganter, moderne Fassons, laut Abbildung, Damenstiefel mit Lackkappe liefere ich reklamehalber **2 Paar zusammen für nur 10 Mk.** 1 Paar 7.50 Mk. Ich versende dieselben ganz nach Wahl, Herren- oder Damenschnürstiefel, in jeder gewünschten Nr. oder jedes Zentimetermaß. Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Falls nicht preisentsprechend, nehme bereitwilligst zurück, Umtausch gestattet, daher jedes Risiko ausgeschlossen.
Schuhwaren-Versandhaus M. Lipschütz, Berlin N., Krausnickstraße 12a. Abt. 236

Einige Agenturen unserer Feuerversf.-Gesellschaft sind frei geworden. Herren (gleichviel welchen Berufes), die für Zuwachs sorgen, werden angestellt. **Dortmund, Postschliessfach 109.** 39

Die Rücksicht


auf sich u. seine Umgebung sollte jeden veranlassen, Continental Gummi-Absätze zu tragen. Angenehm weicher, elastischer Gang. Erschütterungen vermindert. Jeder trage deshalb
Continental Gummi-Absätze
Enorm haltbar
Schwelmer Gummiwaren-Industrie G. m. b. H., Schwelm i. W.

Sichere Existenz!
Wie in allen Teilen **Deutschlands** beabsichtigen wir auch hier den
Allein-Verkauf
unserer
anerkannt bewährten Schuhwaren unter vorteilhaftesten Bedingungen zu vergeben.
Ernste Reflektanten, welche genügende Sicherheit bieten, über etwas Kapital verfügen und ein Interesse daran haben, sich die alleinige Bezugsquelle für eigene Rechnung zu sichern, erhalten nähere Auskunft.
Schuhwaren-Fabrik **MAX TACK** Strausberg-Berlin

Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- u. Gartenbau zu Geisenheim a. Rh.
Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß an der hiesigen Königlichen Lehranstalt
1. ein Obstverwertungskursus für Frauen in der Zeit vom 29. Juli bis 3. August,
2. ein Obstverwertungskursus für Männer in der Zeit vom 6. bis 17. August
abgehalten werden. Die Kurse beginnen an den zuerst genannten Tagen vormittags 9 Uhr. Der Unterricht wird theoretisch und praktisch erteilt, sodaß die Teilnehmer Gelegenheit haben, die verschiedenen Verwertungsmethoden einzuüben.
Der Unterricht umfaßt: Obstweinbereitung und Behandlung desselben im Keller, sowie Behandlung kranker Weine; Bereitung von Essig, Branntwein, Beerenwein, Schaumwein und alkoholfreier Getränke; Untersuchung von Reinhefen, Kahmhefen, Schimmelpilzen, ferner des Mostes auf Zucker und Säure. Bereitung von Mus, Gelee, Marmeladen und Pasten; Herstellung und Aufbewahrung von Konserven und Obstsäften, Dörren des Kern- und Steinobstes und des Gemüses, Obsternte, Sortierung, Aufbewahrung und Verpackung des frischen Obstes, Gurken-, Kraut- und Bohnen säuerung usw.
Das Honorar beträgt für den Kursus zu 1: für Preußen 6 Mk., für Nichtpreußen 9 Mk.; für den Kursus zu 2: für Preußen 10 Mk., für Nichtpreußen 15 Mk. 3793
Anmeldungen sind an die Direktion zu richten.
Die Direktion.



Erste rheinische
Pferde-  **Lotterie**
Ziehung in Bonn am 1. u. 2. August 1912.
5717 Gewinne im Gesamtwerte von **80 000** ℳ
darunter 40 Pferdegewinne im Gesamtwerte von **50 000** ℳ
Rheinische Pferdelose à 1 Mark, 11 Lose 10 Mark, Porto und Gewinnliste 30 Pfg. extra, Nachnahme 20 Pfg. teurer, empfiehlt und versendet
Geschäftsstelle des Linden-Dahlhauser Tageblattes.

Technikum Hochbau, Maschinenbau, Ziegeleischule, Holzgewerbeschule, Elektroschule.
Beginn Ende Oktob. Vorunterr. Anf. Okt. Satzungen kostenfr. **Lemgo**

Neue Mähmaschine
8780 und ein gebrauchter
3zölliger Langwagen
stehen sehr billig zu verkaufen.
Hattingen, Friedrichstraße 42.

Geflügelhof Westfalen,
Eiserfeld-Sieg
liefert seit 25 Jahr. gut und billig.
Zucht- und Legegeflügel.
Tausende Anerk. Preisl. gratis. 3674

Strebsamer Mann
zur Uebernahme einer Versandstelle in jed. Bezirk für dauernd gesucht. Beruf und Wohnort gleich, ohne Kapital-Bedarf, kein Risiko, auch als Nebenerwerb geeignet. Einkommen 350 Mk. monatlich. Nur arbeitsfreud. strebs. Leute werden angestellt.
Anfr. unt. **Nr. 231** an **Invalidendank, Köln.** 4612

Wir vergeben
an Personen mit flotter Schrift, einerlei wo wohnend, selbständige Adressenschreibarbeit, im Hause zu verrichten. Es handelt sich um mehrere 100000 Adressen, welche zwanzig u. mehr Mal auf Kuverts, Streifen u. s. w. geschrieben werden, daher eine **dauernde** Beschäftigung. Monatlich gute Nebeneinnahme von 80—120.— M., bei regerer Tätigkeit entsprechend mehr. Auch durch Mithilfe geeigneter Familienmitglieder wird Verdienst höh. Das Material, wie Kuverts, Streifen, wird Ihnen jeweils franko in's Haus gesandt. Man wolle nur dann Bewerbung einsenden unter **Postfach Nr. 6 in Herbesthal** (Rheinl.), wenn man sich wirklich für diese Arbeit geeignet fühlt. 4925

Suche zum baldigen Eintritt einen kräftigen r 122
Lehrling.
Ernst Nathe,
Schweinemetzgerei,
Steele, Aastr. 3.

6 Mark den Tag
ganz sicheren Verdienst erzielt jedermann durch eine neue, einfache Tätigkeit für unseren Verlag. Auskunft vollständig kostenlos von **R. Krippner,** 4902 Deuben—Dresden 340.

Wer Stellung sucht
als
Buchhalter, Lagerist, Verkäufer, Expedient, Bote, Kassierer, Aufseher, Verwalter, Techniker, Anführer, Werkmeister, Geschäftsführer, Kontoristin, Kassiererin, Verkäuferin etc. 5024
wende sich an den
kaufm. u. techn. Hülfsverein
Essen-Ruhr,
Ottilienstraße 24. — Fernruf 388.

Zum 1. August suche jungen
evang. Mädchen
von 15—16 Jahren für leichte Hausarbeit. Selbiges kann sich im Kochen ausbilden und hat Familienanschluß.
Frau **E. Köthen,**
Düsseldorf-Grafenberg, Dusseltal.

Suche per sofort oder 1. August a. cr. ein tüchtiges, sauberes
Mädchen
von 16—18 Jahren für meinen Haushalt. 5027
Fräulein **Johanna Bergmann,** U.-Barmen, Allee 51 I.

Mädchen,
gute Zeugnisse, zum 15. 9. nach Godesberg gesucht. Gröss. Wäsche außerhalb. Lohn 25 M.
5028 **H. Knoop,**
Godesberg a. Rh., Rolandstr. 25

Zweites Blatt zu Nr. 29.

Germans to the front!

Daß die Engländer uns nicht leiden können, wissen wir zur Genüge. Daß sie uns fürchten, nachdem sie uns früher gering geschätzt haben, das wissen wir auch, und die Erklärung dafür liegt nahe. Kein Mensch spricht von einem anderen so wenig freundlich, wie von dem, von welchem er einstmals nicht viel hielt, und dem er nun zugestehen muß, daß er durch eigene Kraft in die Höhe gekommen ist. Aber weshalb hat der Brite den deutschen Vetter so gering geschätzt, der ihm doch in den allerkritischsten Zeiten so treu beisprang? Wenn Blücher 1815 nicht zur rechten Zeit in der Schlacht von Belle-Alliance eingegriffen, wenn fast ein Jahrhundert später Deutschland während des Boerenkrieges nicht eine so ehrliche Neutralität bewahrt hätte, wie stände es wohl heute mit Alt-England? Und trotzdem die einstige Nichtachtung! Woher stammt sie? Weil man in London die deutschen Soldaten umsonst oder für Geld zur Front marschieren zu lassen gewöhnt war!

Im englischen Nationalcharakter steckt ein gewaltiges Selbstbewußtsein. Das ergibt sich schon aus der Sprache. I, das heißt ich, schreibt der Engländer groß. Anderswo ist's umgekehrt. Englands Einmischungen in die deutschen Händel datieren schon vom dreißigjährigen Kriege her; der spanische Erfolgekrieg brachte neue Menschenopfer Deutschlands zu Gunsten des Britenreiches, der große Preußenkönig Friedrich konnte im siebenjährigen Kriege die englische Unterstützung nicht entbehren, und so war man an der Themse schon daran gewöhnt, Deutsche für die eigenen Interessen bluten zu lassen. Aber das Schlimmste kam in den Jahren 1775—1783, in den Jahren des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, in welchen deutsche Fürsten für eitel Geld ihre Landeskinder verkauften, um die Schlachten Englands gegen die britischen Kolonisten in Amerika zu schlagen. Es sind in dieser traurigen Zeit an 30 000 Menschen übers Wasser geschafft, für die die Londoner Regierung bald 150 Millionen bezahlt haben will. Ueber zwei Drittel haben drüben ein Grab gefunden, um das niemand sich kümmerte.

Deutsche in die Front! So hieß es damals lauter wie je, denn Alt-Englands Landeskinder hatten absolut keine Lust, jenseits des Meeres ihre Knochen bleichen zu lassen. Und was das traurigste war, das ist die Tatsache, daß für diese verschacherten, armen Menschenkinder, denen auch noch die Engländer selbst die letzten Groschen aus den Taschen nahmen, kaum jemand auf deutschem Boden ernstlich eintrat. Schiller, unser Nationaldichter, Kant, der große Philosoph, das waren aus dem Volk die einzigen, die für Deutschlands Ehre ein offenes Wort übrig hatten. König Friedrich von Preußen, der die Engländer vielleicht besser kennen gelernt hatte, als mancher Diplomat von heute, unterstützte indirekt die Amerikaner, er verhinderte auch den Transport der verhandelten Soldaten auf dem Rhein. Aber sonst rührte sich keine Seele auf deutschem Boden. Diese Zeit ist es, in der der Brite den Deutschen gering achten lernte, in der er sich für sein Geld von Deutschen seine Schlachten ausfechten ließ.

Der gewiß bewundernswerte Widerstand gegen Napoleon 1. hob von neuem den englischen Stolz. Aber wiederum standen damals Deutsche unter britischem Kommando in der Front. Und dieser Uebermut der Männer an der Themse wuchs, als deutsche Prinzen sich drüben Gemahlinnen holten. Das unsagbar häßliche Wort, das dem britischen Gentleman so wenig Ehre machte, die armen deutschen Fürstlichkeiten müßten sich auf englischem Boden reiche Frauen holen, lief um und hate ebenfalls zur Mißachtung unseres Namens Geltung getragen. Die steckte im englischen Blute drin und kann heute noch nicht wieder heraus, sie hat die Verblissenheit darüber hervorgerufen, als wir uns nach 1870/71 machtvoll entwickelten. Als es den Entsatz von Peking galt, rief der britische Höchstkommandierende: „Germans to the front!" Und die Deutschen taten ihre Pflicht. Aber größere Freunde sind wir darum doch nicht geworden. Wann werden wir dahin kommen? Die Geschichte lehrt's: Wenn unsere britischen Vettern am eigenen Leibe erfahren haben werden, wie wertvoll die deutsche Freundschaft ist. Bisher konnten sie sie laufen, hatten sie gar umsonst. Das muß aus und vorbei sein.

Die Zeitung bringt es an den Tag.

In Hamburg trug sich folgende kleine Begebenheit zu, die wiederum zeigt, wie wertvoll Veröffentlichungen in den Zeitungen für die Ergreifung von Verbrechen sein können. Ein Gast des Hotels „Berliner Hof" setzte sich vor einigen Abenden seelenruhig an einen Tisch vor dem Hotel, um die frische Abendluft zu genießen. Bald darauf nahm an demselben Tisch eine hübsche, elegant gekleidete junge Dame Platz, mit der der Herr in ein Gespräch kam. Im Laufe der Unterhaltung teilte ihm das junge Mädchen mit, daß es 19 Jahre alt und Studentin sei und mit dem nächsten Zuge nach München weiterfahren wolle. Inzwischen war ein Zeitungsverkäufer an den Tisch herangetreten, von dem der Herr eine Zeitung erstand. Beim nachlässigen Durchblättern des Blattes fiel der Blick des Herrn zufällig auf eine Anzeige, nach der ein junges Mädchen gesucht wurde, das am Freitag in Berlin einem ostpreußischen Kaufmann seine Brieftasche mit 426 Mark und einen Scheck über 500 Kronen gestohlen hatte. Die junge Diebin gäbe sich für eine Studentin aus und sei 17 Jahre alt. Der Herr, der beim Lesen dieser Zeilen stutzig geworden war, musterte sein Gegenüber noch einmal, und da die Beschreibung paßte, so stand er unauffällig auf und machte dem Wirt Mitteilung von seiner Beobachtung. Dieser telephonierte sofort an die Kriminalpolizei, und bald war die jugendliche Diebin — denn um die von Berlin aus gesuchte handelte es sich tatsächlich — in Sicherheit gebracht.

Wie Gustav Adolf die Zweikämpfe zwischen Offizieren ausrottete.

Man schreibt uns: Es wurden kürzlich einige Beispiele von Landesfürsten in der Presse aufgezählt, die sich als Gegner des Duells betätigten. Wenig bekannt dürfte sein, daß der König Gustav Adolf, als er sein Heer im Jahre 1625 neu organisierte — also in der gewiß rohen Zeit des Dreißigjährigen Krieges — ein besonderes Kriegskollegium einsetzte, das alle Ehrenstreitigkeiten zwischen Offizieren zu schlichten hatte. Die Zweikämpfe zwischen Offizieren wurden aber verboten und auf Zuwiderhandlungen stand die Todesstrafe. Zwei Offiziere, welche so tief in Streitigkeiten verwickelt waren, daß sie in dieser Behörde keine Genugtuung zu finden hofften, baten dennoch den König um Erlaubnis zum Zweikampf. Der König gab diese unter der Bedingung, daß er selbst zugegen sein wollte. Zur anberaumten Zeit erschien er, ließ einen Kreis von bewaffneten Soldaten um die Kämpfer bilden und hinter sich den Scharfrichter mit dem blanken Richtschwerte stehen. Die Offiziere, hierdurch befremdet, fragten nach der Ursache, und der König erwiderte, daß er dem den Kampf Ueberlebenden sofort den Kopf abschlagen lassen werde. Sie warfen sich jetzt dem Könige zu Füßen und baten um Vergebung. Er verzieh ihnen und ermahnte sie, friedlich miteinander zu leben. Zugleich erklärte er öffentlich, daß er bei einem solchen Verbrechen, das so sehr gegen die Gesetze der Natur streite, weil es dem Vaterlande seine tapfersten Kinder raube, niemandem, wer es auch sein möge, Gnade widerfahren lassen würde, und sagte hierbei: „Wenn sich meine Offiziere schlagen wollen, so mögen sie es wider meine Feinde tun. Werden ihnen Beleidigungen zugefügt, so mögen sie sich darüber beschweren; sie finden allenthalben Gerechtigkeit. Greift man sie bei ihrer Ehre an, so mögen sie auf Kosten der Feinde des Staates zeigen, daß sie ebensoviel, wie andere haben. Ich verlange Soldaten und keine Klopffechter!" So ließ er den beiden Generalen Trott und Wrangel, welche ihre Zwistigkeiten durch einen Zweikampf entscheiden wollten, Fesseln anlegen. Gustav Adolf hatte diese strengen Bestimmungen stets aufrechterhalten und zuletzt leistete er einen Eid, daß kein Offizier wegen des Zweikampfes begnadigt werden sollte. Er hat tatsächlich im ganzen 6 Offiziere, die heimlich einen Zweikampf ausfochten, getreu seinem Schwur mit dem Tode bestraft. Bei zweien fügte es indessen ein besonderes Geschick, daß der Todesbefehl nicht zur Ausführung gelangte. Das schwedische Heer mußte plötzlich in die Schlacht rücken. Die beiden verurteilten Offiziere fochten wie die Löwen und erhielten schwere Wunden, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde. Der König, der seine Offiziere wie die Kinder kannte, war plötzlich an ihrem Lager und erkundigte sich nach ihnen. Als sie dann genesen waren, sollte das Urteil trotz aller Bittgesuche an ihnen vollstreckt werden. Aber der Zufall fügte es, daß es wieder nicht dazu kam, weil die Schlacht von Lützen bevorstand, in der der schwedische Heldenkönig bekanntlich fiel. Unter den Toten befanden sich aber auch jene Offiziere, die Gustav Adolf gefolgt waren, als er allen vorweg über den breiten Graben an der Spitze des Stenbockschen Reiterregiments gesprengt war, um gegen die vier Windmühlen, bei denen Wallenstein sieben Kanonen aufgestellt hatte, anzureiten. Der König wurde kurz nach dem Nehmen des Grabens durch mehrere Schüsse getötet.

Allgemeiner Knappschafts-Verein zu Bochum.

In der letzten Vorstandssitzung berichtete die Verwaltung, daß am 1. Juli ds. Js. das Knappschaftsoberversicherungsamt in Dortmund eingerichtet worden sei. Der Vorstand nimmt Kenntnis von der Entscheidung des Oberschiedsgerichts in Sachen Daniel Göttel von Sterkrade, wonach ein zu allen Tagesarbeiten befähigter Nystagmuskranker nicht als arbeitsunfähig im Sinne der Satzung anzusehen ist. Nach dieser Entscheidung läßt sich die Praxis, die an Augenzittern erkrankten Bergleute ohne weiteres zu invalidisieren, nicht halten. Die Jahresrechnung für 1911 ist den Mitgliedern des Vorstandes zugegangen; es werden Einwendungen nicht erhoben und die Jahresrechnung geht daher an den Ausschuß zur Prüfung und Abnahme der Jahresrechnung. Im übrigen werden die Anträge auf Wiederverleihung der verlorenen Anwartschaft, nachträgliche Annahme von Anerkennungsgebühren, Abstandnahme von dem Einwande der Verjährung den Vorschlägen der Geschäftsausschüsse entsprechend entschieden.

Gasindustrie und Medizin.

Bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums, das die älteste Gasanstalt Europas, die „Gas Light and Coke Company" in London kürzlich feierte, erinnert der Lancet" daran, daß der glänzende Aufschwung der Gasindustrie auch für die Medizin von Nutzen gewesen ist. Die bei der Gasherstellung erzeugte Carbolsäure hat die Grundlage zu der modernen antiseptischen Behandlung geliefert, und die Anilinfarben haben viel zur Förderung der Gewebelehre beigetragen, während die modernen Färbemethoden mit Hilfe dieser starken Stoffe die verschiedenen Krankheitskeime sichtbar machten.

Hauptmann Westermeyer vor dem Kriegsgericht.

Das bayrische Kriegsgericht in Metz hat den Hauptmann Franz Westermayer vom 8. bayrischen Infanterieregiment freigesprochen. Das Urteil wird wie folgt begründet: „Mehrere Soldaten wurden schlapp und traten aus, um sich an den Rand der Straße zu legen. Als sich der Unteroffizier Schmidt bei seinem Kompagniechef meldete, lachten die anderen Unteroffiziere, weil Schmidt in dem Verdacht stand, daß er sich gerne vor anstrengenden Uebungen drücke. Der Hauptmann erklärte nach seiner und der anderen Unteroffiziere Aussage, daß er zu dem Unteroffizier gesagt hatte: „Es ist eine Schande für einen Unteroffizier, wenn er schlapp wird; da treten sie aus und legen sie sich zu den anderen." Der Unteroffizier legte sich an den Straßenrand und starb nachmittags im Lazarett zu Mörchingen an den Folgen eines Hitzschlages. Im ganzen waren von der bayrischen Brigade infolge der großen Anstrengungen ungefähr 300 bis 400 Mann schlapp geworden. In der sozialdemokratischen Presse war sodann, so heißt es in dem Urteil weiter, ein Artikel erschienen, worin ausgeführt wurde, daß der Hauptmann den Unteroffizier zuerst nicht antreten lassen wollte, schließlich ihm dies aber erlaubte, mit den Worten: „Da treten Sie aus, legen Sie sich und sterben Sie!" Die von den sozialdemokratischen

Der Kampf mit einem Seeungeheuer.

In neuerer Zeit berichtet man vielfach von gar wunderbaren Tieren, welche von den Seeleuten auf offenem Meere oder auch an den Küsten beobachtet worden und wie eine scheinbar leblose, unförmige Masse auf dem Wasser schwimmen. Es sind dies meistens Weichtiere, unter denen das schrecklichste der Kopf- oder Achtfüßler-Polyp ist. Was diese Ungeheuer einmal erfaßt, das halten sie fest, und eher kann man den Arm ausreißen, als daß sie loslassen. In dem Roman „Die Meeresarbeiter" (Otto Janke in Berlin) findet sich die Schilderung, wie der eigentliche Held des Romans Gilliatt, während er an der Bergung der Maschine eines gescheiterten Dampfers arbeitet, von einem Polypen erfaßt wird und auf Tod und Leben mit diesem scheußlichen Ungeheuer kämpft. Wir wollen dieselbe unsern Lesern hier vorführen. „Gilliatt hatte, um eine Krabbe zu fangen, eine Höhle am Meeresufer betreten. Er streckte seine Hand, soweit es möglich, hinein und begann jene Hölle der Finsternis zu durchsuchen. Plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen und empfand in diesem Augenblick einen furchtbaren Schrecken. Etwas dünnes, scharfes, flaches, glattes, kleberiges und lebendiges hatte sich in der Dunkelheit um seinen nackten Arm geschlungen. Es stieg ihm gegen die Brust gleich dem Drucke einer Walze und dem Stoße eines Bohrers. In weniger als einer Sekunde hatte ihm eine unbeschreibbare Schneckenlinie Hand und Arm umumschlossen und berührte seine Schulter. Die Spitze drang unter seiner Achsel ein.

Gilliatt wollte zurückspringen, konnte sich aber kaum dazu bewegen. Er war wie angenagelt. Mit seiner freigebliebenen linken Hand ergriff er sein Messer, welches er zwischen den Zähnen hatte, stützte sich mit der Hand gegen den Felsen und versuchte mit verzweifelter Anstrengung seinen Arm zurückzuziehen. Es gelang ihm nur, das Ding, welches den Arm umwickelt hatte, etwas zu beunruhigen, sodaß es ein wenig zurückwich. Es war geschmeidig wie Leder und fest wie Stahl.

Ein zweites scharfes und schmales Ding kam aus dem Loche in dem Felsen hervor, beleckte Gilliatts nackten Rücken zu seinem höchsten Entsetzen und setzte sich plötzlich endlos und ganz fein langziehend fest auf seine Haut und umschloß seinen ganzen Körper. Zu gleicher Zeit durchflog ein mit nichts vergleichbarer Schmerz Gilliatts gespannte Muskeln. Es war ihm, als wenn unzählige Lippen sich an sein Fleisch anhefteten und sein Blut auszusaugen suchten.

Noch ein dritter Fangarm wagte sich aus dem Felsen hervor, tastete auf Gilliatt umher, peitschte ihm die Seiten und befestigte sich dann ihnen.

Die Angst in ihrer höchsten Erregung ist stumm. Gilliatt stieß keinen Schrei aus. Es war hell genug, daß er die widerlichen ihm anhaftenden Formen erkennen konnte. Ein viertes Band sprang ihm schnell wie der Blitz gegen den Leib und rollte sich darauf fest. Unmöglich war es ihm, diese scheußlichen Pfriemen, welche sich eng und an vielen Stellen seinem Körper angelegt hatten, durchzuschneiden oder loszureißen. Sie verursachten ihm furchtbare und eigentümliche Schmerzen; es war ihm, als wenn er von einer Menge kleiner Mäuler auf einmal verschlungen würde. Ein fünftes Band schnellte aus dem Loche, legte sich über die andern und verschnürte Gilliatts Zwerchfell. Der Druck vermehrte die Beängstigung, er konnte kaum noch atmen. Diese an ihrem äußersten Ende scharf zugespitzten Riemen weiteten sich immer weiter aus. Alle fünf gehörten demselben Mittelpunkt an und marschierten und kletterten auf Gilliatt hin und her. Er fühlte, wie sich jene dunklen Oeffnungen, welche ihm als ebensoviele Mäuler erschienen, von ihrem Platze fortbewegten. Plötzlich kam unten aus der Höhlung ein großer, runder und flacher Schleimkörper hervor. Es war der Mittelpunkt, in welchem jene fünf Riemen wie Strahlen um einen Brennpunkt zusammenliefen; an der andern Seite dieser außerweltlichen Scheibe unterschied man drei andere Fühler, welche unter der Vertiefung des Felsens geblieben waren. In ihrer Mitte befanden sich zwei Augen, welche um sich blickten und Gilliatt ansahen. Gilliatt erkannte den Meerpolypen oder Alp, wie die Fischer ihn nennen.

Der Alp besitzt kein Fleisch, keine Zähne, keine Stimme, keinen Panzer, und doch ist er unter allen Geschöpfen mit den furchtbarsten Waffen versehen. Was ist denn nun dieser Alp? Er ist ein Schröpfkopf. In den Klippen auf offener See, dort, wo das Wasser alle seine Reize ausbreitet und aufeinanderhäuft, in den Krümmungen unbesuchter Felsen, in den unbekannten Höhlen, wo Pflanzen, Schaltiere und Muscheln in größter Fülle leben, unter den tiefen Pforten des Ozeans läuft der Taucher, welcher durch die Schönheit des Ortes verführt, sich hineinwagt, Gefahr ihm zu begegnen. Begegnet er ihm, so sei er nicht neugierig, sondern fliehe schnell zurück; denn geblendet tritt er ein und versteinert vor Schreck geht er fort.

Man höre die Schilderung einer solchen, auf offener See immerhin möglichen Begegnung. Ein grauer Gegenstand bewegt sich im Wasser, dick wie ein Arm und ungefähr eine halbe Elle lang; er gleicht einem Zweige mit Verästelungen oder einem Regenschirme oder Stock. Dieser Knäuel nähert sich allmählich. Plötzlich öffnet er sich und acht Strahlen schießen jäh von einem Kopfe fort, in welchem sich zwei Augen befinden; diese Strahlen leben und bewegen sich blitzartig. Das ganze Wesen hat Aehnlichkeit mit einem Rade und enthält völlig entfaltet 1½ bis 2 Meter im Durchmesser. Furchtbares Entsetzen, wenn diese Hydra sich auf einen Menschen wirft und ihn harpuniert.

Dieses Tier schließt sich fest an seine Beute an, bedeckt sie und umschließt sie mit ihren langen Fangarmen. Unten ist es gelblich, oben erdfarbig: nichts gleicht dieser unbeschreiblichen Hautfarbe! Man möchte es für ein aus Asche geformtes Tier, welches das Wasser bewohnt, halten. Wie eine Spinne gestaltet, wechselt es seine Farbe gleich einem Chamäleon. Aufgeregt wird es veilchenblau. Seine Schläge ersticken, seine Berührung lähmt den Gegner.

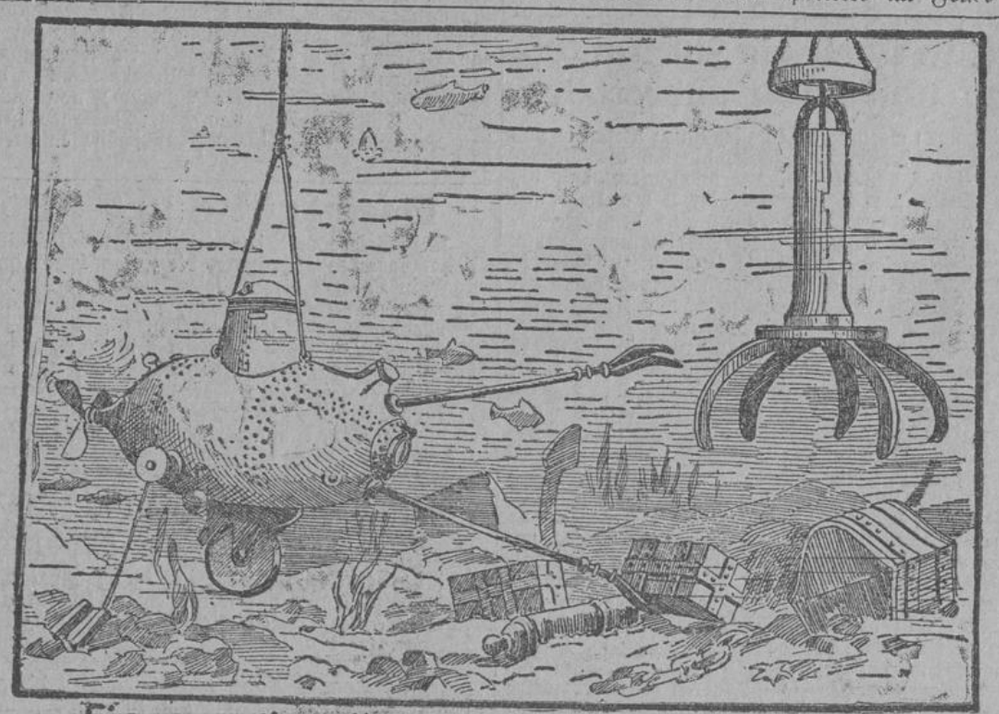
Untrennbar und fest heftet es sich an seine Beute an. Wodurch? Durch die Leere. Seine acht, dicht an den Wurzeln breiten Fühlfäden laufen spitz zu und enden in scharfen Nadeln. Unter jeder laufen in gleicher Entfernung voneinander zwei Reihen allmählich sich verkleinernder Pustel hin, die großen nah am Kopf, die kleinen an der Spitze. Da jede Reihe fünfundzwanzig solcher Pusteln besetzt, so befinden sich an jedem Fühlfaden fünfzig und am ganzen Tiere vierhundert, und bilden ebensoviele Saugapparate.

Diese Schröpfköpfe sind walzenförmige, hornige, totenfarbene Knorpel, deren Größe bei einem ausgewach-

Zeitungen behauptete Fassung der Antwort des Hauptmanns wollte nur ein Vizefeldwebel Müller gehört haben, der aber diese Behauptung erst aufstellte, als ihm direkt der Vorwurf gemacht wurde, er selbst habe die Veröffentlichung in der sozialdemokratischen Presse verschuldet. Das Gericht hielt deshalb bei den vielen Widersprüchen Müllers die Aussage desselben allein für nicht belastend, umsomehr, als dem Hauptmann das Zeugnis eines fürsorglichen Vorgesetzten ausgestellt wurde, der selbst mit einem Wagen seine Leute sammelte und ins Lazarett führte. Die Prüfung, ob durch die Darstellung des Hauptmanns eine falsche Meldung erstattet sei, wurde dadurch hinfällig."

C. Heldenmut unter dem Messer des Chirurgen.

In Frankreich erregte in diesen Tagen die Tat eines Arztes, der mit stoischem Gleichmut an sich selbst eine schmerzhafte und gefährliche Operation vornahm, lebhaftes Aufsehen. Und das ist begreiflich, denn mit dem Aufkommen der Betäubungsmittel ist in der modernen chirurgischen Praxis dem Patienten die Notwendigkeit erspart, Mut und Tapferkeit im Ertragen von Schmerzen zu beweisen; wir brauchen vor keinen Schmerzen mehr zurückzuschrecken, denn die furchtbaren Leiden, die einst die Patienten im Operationssaal des Chirurgen überwinden mußten, bestehen für uns nicht mehr, und niemand unterzieht sich einem schwereren operativen Eingriff, ohne vorher mit Hilfe von Betäubungsmitteln seine Schmerzenempfindungen bis zur Unempfindlichkeit mildern zu lassen. Aber die Geschichte der Heilkunde erzählt uns aus vergangenen Zeiten von einer ganzen Reihe von Fällen, in denen Patienten unter dem Messer des Chirurgen geradezu Heldenmut bewiesen: die bittere Notwendigkeit befreite den Leidenden noch nicht von dem Zwange, seine Willenskraft bis hart an die Grenze des Übermenschlichen anzuspannen. Als Dolbau von dem Arzt Nelaton an einer Eiterbeule in der Brusthöhle operiert wurde, verfolgte er genau die Handgriffe des Chirurgen und mit aufgeschnittener Brust daliegend, erklärte er mit stoischer Ruhe: „Ein wenig hoch, dieser Einschnitt ... so ... vorsichtig ... Obacht ... schnüren Sie die Adern ab." Nelaton verlor seine Kaltblütigkeit, er begann zu zittern und der Patient beruhigte ihn: „Nicht aufregen, fassen Sie Mut ... aber geben Sie Obacht: Sie sind jetzt ganz nahe am Herzen." Und ein anderer Patient, der von Professor Reclus in einem Falle von eitrigem Knochenfraß operiert wird, wiederholt unter dem Messer des Chirurgen immer wieder die Mahnung: „Vor allem aber den Knochen ordentlich auskratzen, damit ja nichts zurückbleibt." Im Temps werden einige interessante Auszüge aus den Lebenserinnerungen des Barons Larrey wiedergegeben, der als oberster Chefarzt die Heere Napoleons auf den Feldzügen begleitete. In den napoleonischen Kriegen mußten die Militärärzte noch ohne Betäubungsmittel arbeiten, erst mit dem Krimkrieg zieht das Anästetikum in die Militärchirurgie ein. 1812, 1813 und 1815 operierten die Ärzte unmittelbar auf dem Schlachtfeld und dabei mit einer Geschwindigkeit, die uns heute staunen läßt. In 2 oder 3 Minuten ist die Amputation eines Beines oder eines Armes vollendet. Man operierte im Feuer des Feindes und die Verwundeten wie die Ärzte gaben dabei oft Beweise von einer Kaltblütigkeit, die manche Söhne späterer Geschlechter wohl nicht aufbringen würden. Der General Arrighi, später Herzog von Padua, wird bei Saint Jena-d'Acre von einer Kugel niedergestreckt: die Hauptschlagader ist durchschlagen. Einer der Kanoniere preßt seinen Finger in die Munde, um die Blutung aufzuhalten; dann kommt Larry, verbindet den Verwundeten, läßt ihn zur Ambulanz schaffen und eine Viertelstunde später ist der General spurlos verschwunden: er ist wieder in den Kampf geeilt. Napoleon empfängt in der Lybischen Wüste den Tritt eines Pferdes: er lehnt es ab, den Marsch deshalb zu unterbrechen, läßt sich auf dem Marsche verbinden und ist geheilt, als die Kolonne den Rand der Wüste erreicht. In Agypten zerschmettert eine Kugel dem General Coutel den Arm, die Wunde ist furchtbar anzusehen, ein komplizierter Knochenbruch: Splitter um Splitter werden die Knochenfragmente aus der Wunde gezogen uud der Offizier verzieht keine Miene. Und als der General Dumesnil das Bein abgenommen wird, raucht der Haudegen dabei seine Pfeife und sagt: „Gott sei Dank, das Bein war mir wirklich lästig geworden." Die Qualen und Schmerzen, die in jenen Zeiten die Verwundeten unter dem Messer des Chirurgen zu ertragen hatten, waren so ungeheuer, daß viele Soldaten den Tod vorzogen; die Kameraden schworen sich gegenseitig zu, einander im Falle einer schweren Bewundung vollends zu töten, um der Marter einer Operatiou zu entgehen.



Ein neuartiges Unterseeboot bei Hebearbeiten.

Der italienische Ingenieur und Erfinder Pino hat ein Unterseeboot konstruiert, welches besonders bei Hebungsarbeiten auf dem Meeresgrunde Verwendung finden soll. Bei dem großen Interesse, welches derartigen Arbeiten auf dem Boden des Meeres entgegengebracht wird, dürfte unsere beistehende Illustration, welche Pinos Unterseeboot in Tätigkeit darstellt, unseren Lesern gewiß willkommen sein. Erläuternd bemerken wir hierzu folgendes: Das ganz aus Stahl gebaute Boot hat eine sphäroidale Gestalt, von 5 Meter Länge und 3 Meter Durchmesser und ist hinten mit einer Schraube und vorn mit zwei langen beweglichen Armen versehen, die an ihren Enden klauenartig gebogene Greifer zum Festhalten von Gegenständen besitzen. Unter dem Boden des Fahrzeuges, welches mittels einer starken Drahttrosse von einem großen Prahm aus auf dem Meeresgrund heruntergelassen wird, ist ein breittes Rad angebracht, welches die Bewegung des Bootes auf dem Grunde vorwärts und rückwärts, je nachdem die vorerwähnte Schraube rechts oder links gedreht wird, erleichtert. Die Drehung der Schraube, ebenso wie die Bewegung der beiden Greifarme wird vom Innern des Bootes aus bewerkstelligt. Die Kuppel auf dem Rücken des Fahrzeuges dient zum Ein- und Aussteigen der Mannschaften, und wird vor dem Versenken wasserdicht geschlossen. Mit starkem Glas versehene Fenster im oberen Teil der Kuppel ermöglichen es den beiden Insassen, welche mit der Besatzung des Prahms in unausgesetzter telephonischer Verbindung stehen, das Terrain auf allen Seiten des Bootes zu erkunden. Rechts auf unserem Bilde ist noch ein zum Heben schwerer Gegenstände auf dem Meeresboden bestimmter Apparat dargestellt. Derselbe besitzt an seinem unteren Ende vier bewegliche Greifer, die mittels einer besonderen Vorrichtung derartig gestellt werden können, daß sich ihre Spitzen gegenseitig fast berühren. Dieser Greifanker wird nun mit gespreizten Armen bis dicht über den zu fassenden Gegenstand gebracht, und dann werden die Greifarme gelöst, so daß sie beim Herunterfallen den betreffenden Gegenstand umklammern, worauf der ganze Apparat mit seiner mehr oder minder wertvollen Last an die Oberfläche geholt wird.

Gemeinnütziges.

Wie badet man richtig? Unsere Kultur ist soweit vorgeschritten, daß jede besser situierte Familie wenigstens in den Städten, ihr eigenes Badezimmer hat. „Bade zu Hause" ist eine selbstverständliche Regel geworden. Man badet also — aber richtig badet man nicht! Man reinigt lediglich seinen äußern Körper, die Außenseite der Haut. Das ist natürlich immer noch besser als gar keine Reinigung, doch ungenügend zur Gesunderhaltung. Die Wissenschaft hält öftere Dampfbäder für unerläßlich. Man bedenke, daß die Haut nicht nur einen Schutz darstellt, sondern daß sie auch ein Atmungswerkzeug ist! Die Gesamtfläche der Haut eines erwachsenen Menschen beträgt zirka 1½ Quadratmeter. Bekanntlich vermitteln die Poren — es sind zirka 2 Millionen — den Eintritt der Luft in die verschiedenen Gewebe, sie dienen aber auch zur Ausscheidung verbrauchter Stoffe. Würde man sie aneinanderreihen, so würden sie ein tellergroßes Loch bilden. Daraus kann man ersehen, wie wichtig es ist, daß die Hautporen und die durch die Haut führenden Wege zu den Poren nicht verstopft werden. Die fortwährende Verunreinigung dieser Wege und der Poren ist nun aber eine ungeheure. Ein französischer Gelehrter hat einmal interessante Versuche angestellt. Er ließ einen Menschen in warmem Wasser baden, untersuchte dann das Badewasser mikroskopisch und fand durchschnittlich in einem Kubikzentimeter (!) 22 000 Haut- und Schmutzteilchen, Keime, Bakterien usw. Hiernach ließ er den Betreffenden noch ein Dampfbad nehmen und sich dann abwaschen. In diesem Wasser fand er, obgleich schon durch das erste Bad 22 000 Partikelchen aller Art entfernt worden waren, noch 72 000 derselben in einem einzigen Kubikzentimeter. Daraus ersieht man, daß die Reinigung nicht bloß eine äußerliche sein darf, sondern auch eine solche von innen heraus, durch Schweißabsonderung, also durch regelmäßige Schwitzbäder oder Dampfbäder, welche dann auch das unvergleichlich schöne Gefühl des „Neugeborenseins" hervorrufen. Diese interessanten Ergebnisse lassen es auch erklärlich erscheinen, weshalb so viele Arbeiter, die in ihrem Beruf überaus schmutzig werden, wie Schmiede, Heizer usw., nicht öfter hautkrank sind. Sie schwitzen eben bei ihrer schweren Arbeit und reinigen dadurch die Haut von innen heraus.

senen Tiere zwischen der eines Talers und einer Erbse schwankt. Das Tier kann sie nach Belieben vorstrecken und zurückziehen und in seine Beute über Zolltiefe hineinbohren.

Der Alp schwimmt, aber er läuft auch. Etwas Fisch ist er auch etwas Reptil. Mit Hilfe seiner acht Fühler kriecht er auf dem Meeresboden umher und schleppt sich wie eine Stachelraupe fort. Er hat keine Knochen, kein Blut, kein Fleisch. Es ist ein leerer Beutel, eine Haut. Man kann seine acht Fühlfäden völlig von innen nach außen kehren wie die Finger eines Handschuhes. Nur eine einzige Oeffnung, gerade in der Mitte seiner Strahlen findet sich an ihm.

Einem solchen Wesen gehörte Gilliatt seit einigen Augenblicken an. Das Ungetüm war der Bewohner der Grotte.

Gilliatt hatte also seinen Arm in das Loch gesteckt, der Alp ihn ergriffen und hielt ihn fest. Er war die Fliege dieser Spinne. Er stand bis zu den Hüften im Wasser, die Füße auf den glatten und runden Kieseln, den rechten Arm umstrickt und umschlungen von den flachen Windungen der Fühler des Krakens, und der Körper verschwand fast unter den Schnürungen und Kreuzungen dieser fürchterlichen Bänder.

Von den acht Armen des Ungetüms hingen drei an dem Felsen und fünf an Gilliatt fest. So, auf der einen Seite an den Granit, auf der andern an den Menschen geklammert, zog es Gilliatt nach dem Felsen hin. Zweihundertfünfzig Schröpfköpfe lagen auf ihm. Furchtbarsten Schmerz und Ekel erregt es, von einer endlosen Hand mit elastischen, wohl einen Meter langen, inwendig mit lebenden, das Fleisch durchwühlenden Pusteln besetzten Fingern zerdrückt zu werden.

Von diesem Alpe kann man sich nicht losreißen. Je mehr man es versucht, umso sicherer wird man gefesselt, umsomehr zieht er sich zusammen. Seine Kraft wächst mit der deinigen. Je größeres Sträuben, desto gräßlicheres Umstricken. Gilliatt hatte nur eine Hilfe, sein Messer, und die linke Hand frei. Sein Messer befand sich geöffnet in dieser Hand. Man schneidet einem Kraken nicht die Fühlfäden ab, sie sind unzerschneidbares Leder, und gleiten unter der Klinge aus; außerdem legen sie sich derartig an, daß ein Einschnitt in sie auch das Fleisch verletzen würde.

Das Ungetüm ist furchtbar, edoch gibt es eine Art, sich seiner zu entledigen. Die Fischer auf See kennen, sie, wie jeder weiß, der sie im Meere gewisse schnelle Bewegungen ausführen sah. Dieses Tier ist wirklich nur am Kopfe verwundbar, was Gilliatt sehr gut wußte.

Beim Kraken gibt es, wie beim Stiere, nur einen günstigen Augenblick, den man benutzen muß; beim Stiere ist es der, in welchem er den Hals niederbeugt; beim Kraken der, in welchem er den Kopf vorstredt. Wer diesen kurzen Augenblick verfehlt, ist verloren.

Alles, was wir soeben erzählen, hatte nur einige Minuten gedauert, während welcher Gilliatt jedoch ein beständig wachsendes Aussaugen von jenen zweihundertfünfzig Schröpfköpfen fühlte.

Der Kraken ist ein Verräter, er sucht seine Beute erst zu betäuben. Er ergreift sie und wartet solange, als er kann.

Gilliatt hielt sein Messer, Das Saugen wurde immer stärker. Er sah das Ungetüm an und dieses ihn. Plötzlich löste es seinen sechsten Fühlfaden vom Felsen los, schleuderte ihn auf Gilliatt zu und versuchte damit seinen linken Arm zu ergreifen. Zugleich streckte es seinen Kopf vor. Noch einen Augenblick und sein Rachen mußte Gilliatt erreichen und er, an den Seiten geschröpft und und mit zerdrückten Armen, erliegen. Aber Gilliatt wachte, belauert, lauerte er. Er wich dem Fühler aus und in dem Augenblicke, in welchem ihn die Bestie in die Brust beißen wollte, fiel seine bewaffnete Faust auf sie herab.

Zwei Zuckungen fanden entgegengesetzt statt; die des Alps und die Gilliatts. Es war der Kampf zweier Blitze. Gilliatt stieß die Spitze seines Messers in den flachen Schild und mit einer Kreisbewegung machte er einen Schnitt um die beiden Augen und riß den Kopf ab, wie man einen Zahn ausreißt. Es war zu Ende. Das ganze Tier fiel hin. Es glich einer Leine, welche sich auflöst. Sobald die Luftpumpe zerstört ist, füllt sich wieder der leere Raum. Die vierhundert Schröpfköpfe fielen auf einmal von den Felsen und dem Menschen herab. Der ganze Klumpen rollte auf den Boden des Meeres hin.

Während sich Gilliatt von dem Kampfe erholte, konnte er zu seinen Füßen auf den Kieselsteinen zwei gallertartige, ungestaltete Massen wahrnehmen: hier der Kopf, dort das Uebrige des Tieres. Wir sagen absichtlich das Uebrige, denn Körper konnte man es nicht nennen.

Gilliatt, der eine krampfhafte Bewegung im Todeskampfe fürchtete, zog sich außerhalb des Bereichs der Fühlfäden des Tieres zurück.

Aber das Tier war tot. Es war die höchste Zeit, daß er den Kraken tötete, denn er war nahe am Ersticken; sein rechter Arm und sein Körper waren dunkelrot, mehr als zweihundert Geschwülste, von denen mehrere bluteten, hatten sich auf ihm gebildet. Das Gegenmittel gegen diese Verletzungen ist Salzwasser. Gilliatt tauchte darin unter und rieb sich mit der flachen Hand. Die Geschwulste verschwanden unter diesen Reibungen.

Furchtbar wie diese Schilderung auch ist, liefert sie nur ein Bild der schrecklichen Wirklichkeit und mancher unglückliche Seemann eines gestrandeten Schiffes mag, von den Wellen ans Ufer geschleudert, die Beute jenes Ungeheuers geworden sein.

Kinderlachen
Weihnachtsfreude erwünscht und erhöht hätten den Titel Fürst der Armut und Wahlstatt, auch schenke Ihm der Weltkrieg das Gut Trebnitz in Schlesien. — Bücher besaß viel Gemütliches und eine liebens

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstädt.

Müdes Kindchen.

Von Tante Liese.

Wenn es Abend wird und still,
Wird mein Kindchen schläfrig, will
Spielen nicht und lachen;
Bringt sein Pferdchen in den Stall,
Legt auch in den Kasten all,
Seine Siebensachen.

Zieht dem Püppchen aus das Kleid,
Muß es ja zur rechten Zeit
In sein Bettchen legen;
Pferd und Puppe schlafen gut,
Kindchen spricht nun wohlgemut
Seinen Abendsegen.

Sagt: „Gut' Nacht!" und gibt die Hand,
Schlüpft dann, husch, ins Nachtgewand,
Schließt die Aeuglein müde.
Schlaf, o schlaf nun ruhig ein!
Träum' vom lieben Engelein,
Schütz' dich Gottes Friede!

*

Vom „Marschall Vorwärts".

Von Onkel Franz.

Unter allen Helden der Befreiungskriege glänzt Blücher, der Marschall Vorwärts, als ein Stern erster Größe. Er setzte freudig Gut und Blut daran, dem geknechteten Vaterlande Hoffnung, Licht und Freiheit zu bringen, und seine Tugenden machten ihn zum volkstümlichsten Helden seiner Zeit.

Den Beginn der Feindseligkeiten gegen Frankreich begrüßte Blücher mit Frohlocken. Er kämpfte zuerst unter dem Oberbefehl Wittgensteins bei Lützen und Bautzen, und schließlich übertrug man ihm den alleinigen Oberbefehl des schlesischen Heeres. Marschall Macdonald erhielt den Auftrag, das Heer Blüchers zu vernichten. Blücher beschloß, über die Katzbach zu gehen und den Feind anzugreifen; Macdonald hatte dieselbe Absicht, und so rückten beide Feldherren am 26. August 1813 unter strömendem Regen gegeneinander vor. Die Franzosen setzten über die Katzbach und breiteten sich bereits bei Wahlstatt aus, da ruft Blücher: „Nun, Kinder, habe ich genug Franzosen herüber! Nun vorwärts! Heute gilt's! Ihr sollt beweisen, ob ihr euern König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, zeigt euch nun als wackere Preußen!" — Unter dem stürmenden Rufe: „Es lebe der König!" geht's auf die Franzosen, und trotz der heldenmütigsten Gegenwehr wird Macdonald so vollständig geschlagen, daß diese einzige Schlacht dem Feind 30 000 Mann, 2 Adler und 103 Kanonen kostete. Viele Franzosen fanden ihr Grab in den Fluten der Katzbach. Macdonald aber berichtete an Napoleon: „die Armee des Bobers ist nicht mehr!" —

„Vorwärts, vorwärts, Kinder!" hatte Blücher seinen Soldaten zugerufen, und der Name „Vorwärts" begleitete ihn hinfort auf seiner Siegesbahn. Blücher wurde nun zum Feldmarschall ernannt und erhielt später den Titel Fürst von Wahlstatt, auch schenkte ihm der König das Gut Trebnitz in Schlesien. — Blücher besaß viel Gemütliches und eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit. Nichts aber ging ihm über Ehre und Recht. Fremdes Verdienst riß er nicht an sich; er gab jedem das Seine. So gab er auch seinen verdienstvollen Freunden, dem Chef seines Generalstabes General von Gneisenau und dem General von Scharnhorst, was ihnen zukam. Als sich Blücher einst in einer großen Gesellschaft befand und bei Tische viele heitere Trinksprüche ausgebracht wurden und mancherlei Scherzreden das Mahl würzten, stand Blücher auf und sprach: „Ich will tun, was mir kein anderer nachmachen kann; ich werde meinen eigenen Kopf küssen!" Das Rätsel blieb nicht lange ungelöst; er ging zu Gneisenau hin, der sich ebenfalls bei Tische befand, küßte ihn mit herzlicher Umarmung und sprach: „Seht, das ist mein Kopf!"

Als Blücher im Juni 1814 die verbündeten Monarchen nach England begleitete, wurde er dort mit Jubel empfangen. Die Stadt London verehrte ihm das Bürgerrecht, und die Universität Oxford überreichte ihm den Doktorhut. Scherzend und bescheiden äußerte er: „Nun, wenn ich Doktor werden soll, so muß Gneisenau wenigstens Apotheker sein, wir beide gehören zusammen." Ein anderes mal, als er von hochgestellten Personen sehr gerühmt wurde, rief er: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." Blücher ehrte auch den gemeinen Mann, und so kam es, daß er bei allem Volke über die Maßen beliebt war.

Nach Beendigung des Krieges nahm der greise Feldmarschall feierlichen Abschied von seinem tapferen Heer und lebte nun meist auf seinem Gut Kriblowitz in Schlesien, besuchte auch öfters Karlsbad, um seine durch Strapazen zerrüttete Gesundheit zu kräftigen. Im Sommer des Jahres 1819 hatten seine Kräfte bedeutend abgenommen. Am 6. September eilte der König an das Krankenlager seines treuen Feldherrn, und bereits am 12. September abends 10 Uhr entschlummerte der Held friedlich zum ewigen Leben. Seinem Wunsche gemäß ward er unter drei schönen Linden an der Straße von Kriblowitz begraben. Das Heer legte auf acht Tage Trauer an.

*

Dreisilbige Charade.

Die erste Silbe, merk' dir's sofort,
Ist sicher ein Verhältniswort;
Die zweite tritt mit mut'gem Sinn,
Als ein Geschlechtswort vor dich hin;
Die dritte trifft du hier und dort,
Gleichfalls als ein Verhältniswort.
Das Ganze ist 'ne Stadt am Rhein,
Sag' an, wie mag ihr Name sein?

Linnaeus

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen „Kinderlaube".

Rösselsprung.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag;
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal,
Nun, armes Herz, vergiß der Quall
Nun muß sich alles, alles wenden.

*

Zahlen-Rätsel.

Portugal, Oppa, Ragout, Torgau, Urga, Galla, Ar, Lot.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Ueberwindende Liebe.

Erzählung von B. v. Winterfeld.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Ich weiß keinen Ausweg jetzt, Rolf," sagte sie mit bebenden Lippen, „aber vielleicht zeigt uns das Schicksal einen."

Er zog ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen. Mehr wagte er nicht. Dann antwortete er traurig: „So will ich warten."

Still legten beide den Rückweg zurück. In dem Vorgärtchen der Villa begrüßte der Kleine sie mit Freudenrufen und umfing Hilde zärtlich mit beiden Aermchen. „Tante Hilde nicht fortgehen! Rolf Tante Hilde lieb!" sagte er innig.

Sein Vater blickte bewegt auf die beiden.

Der alte Graf schien verstimmt und enttäuscht, als Rolf dann abreiste. Es schien, als habe er auf etwas gewartet, das nicht eingetroffen war.

Der Winter zog vorüber. Langsam schickte man sich an, die Heimreise anzutreten, überall Station machend, um einen schnellen Wechsel des Klimas zu meiden.

Hilde hatte innerlich schwer gekämpft, bis sie sich wieder zu stiller, treuer Pflichterfüllung durchgerungen hatte.

Wie hatte doch das große Glück, das sie sich schöner und lichter nicht denken konnte, so lockend, so lieb vor ihrer Schwelle gestanden, und sie hatte es nicht eingelassen, um ihrer Pflicht treu zu bleiben, die sie als die rechte erkannt. Dennoch lebte die tiefe Sehnsucht unablässig in ihrem Herzen, wie es gewesen war seit jenem ersten Begegnen vor Jahren, damals in dem verschneiten Walde, als sie die erschöpfte Steinklopfersfrau gefunden. Welch ernstes, schweres Stück Leben lag zwischen damals und jetzt! Wie hatte sich der Mann in all der Zeit bewährt in Treue, Pflichterfüllung, in Liebe, der Mann, der ihr vom ersten Tage an, da sie ihn sah, mehr bedeutete, als alle anderen. Und nun hatte er sie begehrt zur Gefährtin, die fortan sein ganzes Leben mit ihm teilen sollte. Und dieses undenkbare Glück mußte sie ablehnen.

Ihre Seele litt unsagbar, aber sie mußte stark bleiben und auf ihrem Platz ausharren, der ihr zugewiesen war.

Ihre Pflegeeltern blickten besorgt in ihr blasses, schmales Gesicht. Sie meinten, das Klima bekäme ihr nicht, und die Heimreise sollte beschleunigt werden.

Um Ostern hielt man sich zwei Wochen am Lago Maggiore auf. Die so völlig neuen Bilder, die dieser See mit seinen wunderbaren Ufern, seiner glänzenden Wasserfläche, seinen zauberhaften Inseln dem Auge bot, entzückten und erquickten Hilde unsagbar. Sie konnte sich nicht satt sehen an dieser neuen Zauberwelt, die sie umgab.

Acht Tage, nachdem sie sich in Baveno niedergelassen, brachte ein kurzer Brief von Rolf die Nachricht von seiner Ankunft am nächsten Tage. Hilde klopfte das Herz voll froher und banger Erwartung. Würde sie ihm bei längerem Zusammensein verbergen können, wie es in ihrem Herzen aussah, wie sehr sie litt um seinetwillen?

Als er dann kam und ihre Hände hielt, war es, als wolle er sie in die Arme schließen, doch er trat bald zurück und hob sein Söhnchen auf, um es an sein Herz zu drücken.

Ein goldener, sonniger Nachmittag. In den blühenden Azaleengebüschen schlugen die Nachtigallen, weiß, rosa, dunkelrot drängte sich Blüte an Blüte und wob die Gärten in Märchenpracht. In den hohen, grünen Libanonzedern jubilierten die Drosseln. Vom Ufer ab stieß ein Kahn und zog lautlos über den spiegelglatten See. Fern hinter den Vorbergen ragten die Schneegipfel der Alpen, über die klare Flut hin tönte das Lied eines Fischers. Die Borromeischen Inseln schimmerten gleich Zaubergärten, in denen tausend Vogelstimmen jubilierten und die Luft von Blütenduft erfüllt war.

Bei Isola Madre legte das Boot an, und Rolf und Hilde stiegen aus. Es war wie ein Märchen so schön rings um sie her.

Sie standen unter einer tief herabhängenden Zeder, hinter ihnen und zur Seite blühende Azaleensträucher, vor ihnen die kristallklaren Wellen des Sees, die leise ans Ufer schlugen.

Hilde war blaß geworden, so ergriffen war sie von der wunderbaren Schönheit der Gotteswelt, und dann noch von einem anderen Empfinden, unaussprechlich tief und glücklich. Sie fühlte, wie Rolfs Augen auf ihrem Gesicht ruhten und wie dann sein starker Arm sie fest umschlang, und sie hörte seine liebe, tiefe Stimme sagen:

„Du selber hast es heute gehört, mein Lieb, daß deine Pflegeeltern den Entschluß gefaßt haben, mit mir eine Hälfte des Jahres in Eichenrode, und eine Hälfte in Heidburg zu leben, damit ich nicht mehr von meinem Kinde getrennt bin und beide Güter bewirtschafte, weil Onkel sich schon zu alt fühlt, in Eichenrode nach dem Rechten zu sehen.

Und nun, Liebling, ist auch für dich der Grund fortgeräumt, der dich bisher von mir trennte. Dein Herz gehörte mir doch längst? Sprich, Liebling!"

Er hob ihr weißes Gesicht zu sich empor, es glänzte unter Tränen, die er ihr von den Wimpern küßte.

„Lieber, lieber Rolf!“ flüsterte sie innig. „Ich habe dich immer lieb gehabt, solange ich dich kannte! Und als ich deine selbstlose, überwindende Liebe zu unserer Edith sah, da wurdest du mir immer teurer, und ich nahm mir ein Vorbild an dir.“

„Und doch habe ich erst von dir gelernt, meine Hilde,“ sagte er zärtlich.

„Nun laß uns gemeinsam unsere große Aufgabe daheim erfüllen, vor uns liegt ein so reiches, schönes Arbeitsfeld, und unser Kind, unser kleiner Rolf, wie soll er unser Sonnenschein werden, den wir zu einem Segensmenschen erziehen wollen, wie Edith vor ihrem Scheiden sagte.“

Innig drückte Heideck bei diesen Worten das junge Mädchen an sich, das sich vertrauensvoll an ihn schmiegte in einem Gefühl unsagbaren Geborgenseins und reichsten Glückes.

„Wenn Vater dies große Glück hätte erleben können,“ flüsterte sie.

„Vielleicht sieht er es aus der ewigen Heimat, auch Edith. Wer kann das wissen? Sicher würden beide uns segnen,“ sagte er sanft.

„Nun laß uns zu den Eltern und Klein-Rolf zurückkehren, Liebster, daß wir ihnen unser Glück sagen,“ begann Hilde, nachdem sie, lange innig umschlungen, einander ihre Herzen ausgeschüttet von allem, was es die letzten Monate und Wochen erfüllt.

Lautlos glitt wieder das Boot über den See, silbern glitzerte das Wasser im Sonnenschein, Blütenduft aus tausend erschlossenen Kelchen wurde vom warmen Windhauch herübergetragen, die Nachtigallen schlugen. Der Kahn stieß an das Ufer, und ein jauchzendes Kinderstimmchen bewillkommnete die beiden glücklichen Menschen, die es erfahren, daß der wahre Reichtum des Lebens in der selbstlosen, überwindenden Liebe besteht.

Ende.



Eine Elementarschule vor zweitausend Jahren. Das Britische Museum hat neuerdings einen hochinteressanten altgriechischen Papyrus erworben. Die Papierrolle enthält ein paar Gedichte eines gewissen Eroda oder Eronda, eines bisher unbekannt gebliebenen Autors. Es sind kleine komische Szenen von etwa hundert Jambenzeilen, wie sie in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in Athen Mode waren. Sie behandeln Vorgänge aus dem täglichen Leben, in denen mehr als fünf Personen nicht auftreten. Eines dieser Scherzspiele schildert launig den folgenden Vorgang: Lampriscus, der Lehrer, erwartet — die Stunde soll gerade beginnen — seine kleinen Zöglinge. Da kommt eine Frau aus dem Volke, Metronima, in die Schule und schleppt mit allen Kräften ihren sich sträubenden Schlingel von Sohn, einen Tunichtgut, hinter sich her. Die Mutter läßt eine Flut von Scheltreden über ihn aus und schärft dem Herrn Lehrer größte Strenge gegen den Unband ein, der nur mit Stockschlägen zu ziehen sei. Lampriscus ruft sofort drei Jungen, die den kleinen unartigen Cottalus halten müssen, und nun setzt es eine gehörige Tracht Prügel mit einem rechtschaffenen Ochsenziemer. Doch kaum ist die Strafe vollzogen — der Lehrer wischt sich den Schweiß von der Stirn, und die Mutter wundert sich über die geringe Wirkung der Prügel auf ihren Sprößling — da streckt auch schon der dickfellige Nichtsnutz die Zunge gegen seine beiden Züchtiger aus und läuft davon. Außer sich vor Wut, stürzt Metronima ihm nach, mit dem Versprechen, mit einem dicken Tauende wiederzukommen, unter dem ihr Cottalus schon tanzen solle. — Die ganze Szene macht den Eindruck packendster Lebenswahrheit. Der pädagogische Lehrsatz des Menander: „Willst du die Rangen zügeln, mußt du sie prügeln,“ war also schon an die hundert Jahre früher im Schwung, bevor ihn der attische Molière aussprach.

Kunst und Wissen.

Das „zarte“ Geschlecht. Der bekannte Gelehrte Professor Pearson, der seit vielen Jahren diese Frage studiert, veröffentlicht ein Reihe von Zahlen, die den Beweis erbringen, daß sich die Durchschnittsfigur der Frau vergrößert, während beim Manne das Gegenteil der Fall, oder mindestens ein Stillstand eingetreten ist. Die Frau gewinnt nicht nur an Größe und Breite, sondern auch an Kraft; Schuhmacher und Schneider sind sich darüber einig. Es steht fest, daß sich in den zivilisierten Ländern die menschliche Gestalt seit dem Mittelalter erheblich vergrößert hat. Die tapferen Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge waren nach damaligen Begriffen von riesenhafter Gestalt, und doch hat man wiederholt festgestellt, daß die damaligen Rüstungen für uns viel zu klein sind. Keiner unserer gegenwärtigen Ringkämpfer wäre imstande, sich in das Kriegsgewand Richard Löwenherz' hineinzuzwängen. In England haben sich 1379 junge Frauen freiwillig einer wissenschaftlichen Messung unterzogen, die folgendes Ergebnis gehabt hat: Im Jahre 1875 betrug die weibliche Durchschnittsgröße in England 5 Fuß 3 Zoll, ist also in 33 Jahren um 5 Zentimeter gestiegen. Dagegen erscheint das männliche Wachstum im Anfang des letzten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht zu haben; denn seit dieser Zeit hat sich die männliche Durchschnittsgröße in ganz Europa um 6 Millimeter verringert. Vielleicht liegt der Grund für diese Erscheinung darin, daß dem Manne die Gelegenheit zu körperlicher Betätigung immer mehr beschnitten wird, während sich die Frau in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten ein immer freieres Feld zu schaffen wußte. Aerztliche Autoritäten behaupten übereinstimmend, das mit dem körperlichen Wachstum die Entwicklung des weiblichen Gehirns Hand in Hand geht. Auch diese Tatsache ist durch Messungen bestätigt worden. Außerdem ist die Behauptung, die weibliche Gehirnmasse sei der des männlichen Gehirns nicht ebenbürtig, durch die Wissenschaft keineswegs bewiesen; es sei daher zu befürchten, daß eine organische Vergrößerung des weiblichen Gehirns eine geistige Ueberlegenheit der Frau über den Mann zur Folge haben werde. Auch die Künstler haben festgestellt, daß die weiblichen Modelle immer größer werden, und der bekannte englische Reklamezeichner John Hassel behauptet, daß in hundert Jahren die Frau 6 Fuß 6 Zoll groß sein wird. Sogar der weibliche Kehlkopf nimmt an diesem Wachstum teil, und unsere Enkel können sich auf Primadonnen gefaßt machen, die zweiten Baß singen. Den deutlichsten Fortschritt im Wachstum des Weibes machen jedoch Hüften, Beine, Kopf und Hals. Einige ungebildete Leute rechnen hierzu noch die Schuhe mit den hohen Absätzen; aber diese Verleumder verdienen keinen Glauben.

Humor.

Vorschlag zur Güte. Ehevermittlerin (zu einem kleinen, häßlichen Klienten): „Ja, lieber Herr, es wird wohl recht schwer halten, eine Frau für Sie zu finden.“

Heiratskandidat: „Na, vielleicht haben Sie etwas Kurzsichtiges auf Lager!“

Denkspruch.

Pflichttreue ist eines der schönsten Wörter der lieben deutschen Sprache; sie kann stolz sein, es zu besitzen.

Carmen Sylva.

Vom Aetna und seiner Geschichte.

(Nachdruck verboten.)

„Das herrliche Land, in dem sonst aus dem satten, dunklen Grün der Lorbeerbäume und der Feigen, aus dem matten Silberton der Olivenhaine eine Symphonie von frohen, kräftigen, leuchtenden Farben aufstieg, liegt jetzt grau und trübe,“ so beginnt ein Augenzeuge des Ausbruches von 1910 seine Schilderung des Aetna. „Ein wolkenbruchartiger Regen geht nieder. In dem kleinen Dorfe Nicolosi, der letzten, höchstgelegenen Siedelung vor dem Reiche der Asche und der Lava, drängt sich die Bevölkerung auf dem Marktplatz. Eine dumpfe Beklommenheit liegt über der Menge; alle Augen sind groß und angstvoll auf den fernen Gipfel des mächtigen Bergkegels gerichtet, der selbst unter dem dichten grauen Aschenregen noch von Zeit zu Zeit in einem unheimlich drohenden roten Glanze aufleuchtet. Ein dumpfes, unterirdisches Rollen erschüttert die Erde. Alle wissen es: droben an der Waldgrenze ist die kleine Casa del Bosco bereits von dem mächtigen glühenden Lavastrom verschlungen, der in mächtiger Breite sich immer weiter vorschiebt. Weiter oben, auf einem hügeligen Vorsprung, stehen Bauern und starren stumm auf die gewaltigen Feuerflüsse, die sich längst in ihre Felder und Gärten hineingeschoben haben; sie sehen, wie ihre Obstbäume in Flammen aufgehen, und mit dunkler Bitterkeit warten sie auf den Augenblick, da auch ihre kleinen Häuser von dem glühenden Strome verschlungen sein werden. Aus Belpasso, aus Nicolosi, aus dem am meisten gefährdeten Borrello sind bereits viele Einwohner geflohen; die Zurückgebliebenen stehen Tag und Nacht im Freien, den Blick auf den Aetna gerichtet, und erwarten bangend und in abergläubischer Resignation das Schicksal, das das feuerspeiende Ungetüm über ihr Hab und Gut verhängen mag.“ . . .

In ihren Seelen waltete die gleiche schauernde Bewunderung vor der geheimnisvollen Macht dieses Berges, die schon vor Jahrtausenden die Menschen mit banger Scheu auf diesen gewaltigsten Vulkan Europas blicken ließ. Die Phantasie der Alten ließ den Aetna zur Riesenschmiede des Hephästos werden, in der der Feuergott mit seiner Schar einäugiger Zyklopen den Donner schmiedet, mit dem Zeus die Welt erschüttert; in den Tiefen des Berges läßt die Sage den furchtbaren Riesen Typhon lebendig begraben liegen, den Zeus nach furchtbarem Kampfe überwand und in den Tartaros unter dem Aetna schleuderte, von wo aus das gefesselte Ungeheuer schreckliche Glut und Wirbelwinde zur Erdoberfläche ausstößt. So groß war die Anziehungskraft der geheimnisvollen Schrecken, die um diesen Berg weben, daß selbst die Alten, die sonst dem Hochgebirge auswichen, Versuche unternahmen, den Gipfel des Aetna zu erklimmen, und von dem Philosophen Empedocles berichtet die Sage, daß er in dem grauenvollen Krater des Bergriesen den Tod gefunden habe.

Nach Diodor soll bereits ein halbes Jahrtausend vor Beginn des klassischen Kampfes zwischen den Griechen und den Trojauern ein gewaltiger Ausbruch des Aetna Sizilien erschüttert haben. Die Geschichte berichtet von einem großen Ausbruch, der 425 v. Chr. das Küstengebiet in der Umgegend des heutigen Catania verwüstete. Mehr als eine Stadt der Alten hat unter den Feuermassen des Berges ein tragisches Ende gefunden. Naxos, Hybla und andere wurden vernichtet. 125 v. Chr. sandte der Aetna so gewaltige glühende Lavamassen in die Tiefen, daß das jonische Meer zu kochen begann und Millionen von Fischen umkamen. Und fast 250 Jahre später, um 121, wird Catania ein Opfer des Aetnas; die Not und die Verwüstung sind so groß, daß die Römer den Bewohnern auf zehn Jahre alle Steuern erlassen.

Gewaltige unterirdische Unruhen und große Seebeben gehen dem riesigen Ausbruch von 1169 voraus. Am 4. Februar erschüttert ein mächtiges Erdbeben ganz Sizilien; Catania stürzt völlig ein, Tausende von Menschen werden verschüttet, und die wenigen Ueberlebenden retten sich nur mit Mühe vor dem dichten Aschenregen und den glühenden Steinen, die der Berg über seine Bewohner ausschüttet. 210 Jahre später ist Catania von neuem der Schauplatz der gleichen schauerlichen Katastrophe. Dann verstreichen wiederum zwei Jahrhunderte, in denen die Bevölkerung den Berg wieder mit Siedelungen überzieht, bis 1537 der Aetna zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen sich spaltet und mit so großer Wucht gewaltige Lavamassen ausspeit, daß ganze Ortschaften in wenigen Minuten von den Feuerströmen verschlungen sind, ohne daß die Einwohner Zeit gefunden haben, sich durch die Flucht zu retten.

Aber alle diese Katastrophen sind nur ein Vorspiel zu dem verheerenden Ausbruch des Jahres 1669, bei dem mehr als 20 000 Menschen untergingen. Schon drei Wochen vor dem schrecklichen Tage ist der Himmel dunkel, schwarz mit Wolken bedeckt; unaufhörlich rollt der Donner und zucken die Blitze. Immer stärker werden die Erderschütterungen, bis sich plötzlich, am 21. März, nahe dem Krater ein weiter Schlund öffnet. Das ist wie ein Signal: überall am Kegel öffnen sich Spalten, gewaltige Rauch- und Feuersäulen steigen auf. In furchtbare Angst harrt die Bevölkerung; ein Tag nach dem andern verstreicht; am 23. öffnen sich wiederum zwei Krater, ein glühender Sand- und Aschenregen verwüstet alle Kulturen, und endlich, am 25. März, erbebt der Berg bis in seine Tiefen. Mit einem grauenvollen Getöse sinkt der riesige Aschenkegel in sich zusammen; ein mächtiger neuer Schlund tut sich auf, und nun strömt mit reißender Gewalt ein mächtiger Lavastrom auf Catania, verwüstet die Stadt und ergießt sich donnernd und zischend in das Meer. Nur 3000 Menschen aus Catania vermochten sich zu retten. Das Meer zog sich vor den Feuermassen zurück; dann sprang es wieder an und packte in wildem Kampfe das feindliche Element. Weithin färbten sich die Wasser blutrot, und Millionen toter Fische traten an die Oberfläche. Die Sonne verfinsterte sich, wochenlang blieb sie unsichtbar, und Monde mußten erst verstreichen, ehe über der Stätte der Verwüstung der Himmel sich wieder in der alten, tiefblauen Klarheit wölbte.

Aber nicht lange währte der neue Friede: 24 Jahre später erfolgt ein neuer Ausbruch, und diesmal sind es nicht weniger als 60 000 Menschen, die dem Zorn des Aetnas zum Opfer fallen. Aber auch diese grauenvolle Hekatombe von Menschen genügte nicht der Grausamkeit des großen Feuerschlundes. Im 18. Jahrhundert folgen drei große weitere Ausbrüche, und im 19. zählt man gar 15. 1809 bilden sich eine ganze Reihe neuer Krater; zwei von ihnen entsenden ununterbrochen unabsehbare Massen glühenden Gesteins; Felsstücke von mehreren Metern Durchmesser werden wie Kieselsteine hunderte von Metern hoch in die Luft geschleudert, von allen Seiten des Kegels kommen die Lavaströme, die sich zum Schluß zu einem einzigen riesigen Strom vereinigen. Neben diesen Lavamassen sind die Ströme des Vesuvs wie kleine Bäche neben mächtigen Flüssen; 1863 bilden sich zwei neue Krater, und seitdem hat fast jeder neue Ausbruch neue Risse in den Berg gegraben, durch die die Feuermassen hervordrängen.

Die Jahrtausende haben das Toben des Berges nicht zu dämpfen vermocht, und es bleibt das Schicksal der zahlreichen Bewohner der Abhänge, stetig in einem Paradiese zu leben und doch zugleich eine Hölle unter und über sich zu wissen. . . .

K.